

Denkmäler jüdischen Geistes
Herausgegeben von Dr. B. May u. S. B. Levy



Moses Mendelssohn

Eine Auswahl aus seinen
Schriften und Briefen

Verlag von S. Kauffmann, Frankfurt a. M.



Denkmäler jüdischen Geistes

Herausgegeben von Dr. B. May und J. B. Levy

1. Band

Moses Mendelssohn

Eine Auswahl aus seinen
Schriften und Briefen

Verlag von J. Rauffmann, Frankfurt a. M.
1912

Quellen:

1. Mendelssohns gesammelte Schriften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. B. Mendelssohn, Leipzig, Brockhaus 1843—44.
2. Ranferling, M. Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1862.
3. Bodeck, Phädon u. Jerusalem (mit wörtlichen Auszügen). Leipzig, Brockhaus.
4. Grätz, Geschichte der Juden. 11. Bd. Leipzig.

Denkmäler jüdischen Geistes.

Zur Einführung.

Das Quellenstudium ist für den Juden keine moderne Forderung: die Wissenschaft des Judentums und seiner Lehre kann nur aus der Quelle geschöpft werden. Das ist auch immer geschehen, und nur dieser unausgesetzten Forscherarbeit verdanken wir die ewige Frische unseres „Quells lebendigen Wassers“. — Anders ist es mit der Kulturgeschichte: die Arbeiten eines Grätz, eines Karpeles und — neuerdings — eines Sawik, sowie auch die besonders in letzterer Zeit erschienenen guten Geschichtswerke kleineren Stils, wie die Biographien einzelner Männer sind für dieses Studium nicht zu entbehren. So notwendig aber solche Darstellungen sind, um den inneren Zusammenhang zwischen Ereignissen, Persönlichkeiten und Lebenserscheinungen darzustellen, so kann doch der Schüler — wir nehmen dieses Wort in weitestem Sinne — ein Bild von einem großen Kulturträger, seinem Schaffen und seiner Zeit nur dann erhalten, wenn es ihm plastisch, anschaulich vor Augen geführt wird. Das ist jedoch mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft, da die Werke unserer großen Geister vergangener Zeiten meistens im Buchhandel vergriffen und daher schwer zugänglich, vor allem aber zu umfangreich sind, um in unserer hastenden Zeit von Laien und, bei der knappen Unterrichtszeit, von Schülern richtig gesondert und eingehend studiert werden zu können. —

So wollen wir unter obigem Titel, in unverbindlicher Reihenfolge, eine Sammlung besonders wertvoller und merkwürdiger Werke jüdischen Geistes, zum Teil in geeigneter Auswahl, erscheinen lassen, und hoffen, auf diese Weise dem Betrachter dieser „Denkmäler“ einen Einblick in das Denken und Wirken unserer größten Geister und in ihre Zeit zu verschaffen. Dabei halten wir uns grundsätzlich davon fern, Meinungen und Ansichten zu äußern —

nein, wir geben das Material. So ist es jedem Leser unbenommen, sich selbst — der Schüler unter vernünftiger Leitung des Lehrers — Ansichten und Meinungen zu formen und zu bilden.

Wir sind uns der Schwierigkeiten, mit denen unser Unternehmen verknüpft ist, wohl bewusst, hoffen jedoch auf nachsichtige Beurteilung sowohl, wie auf freundliche Unterstützung aus Fachkreisen. Jedwede Anregung wird von uns geprüft und, wenn möglich, gern berücksichtigt werden.

In dieser Stelle wollen wir es nicht unterlassen, allen den verehrten Kollegen, die uns schon bisher mit ihrem Rat zur Seite standen, herzlich zu danken. Vor allem hat Herr Dr. S. Heine-
mann unseren Arbeiten nicht nur wärmstes Interesse und tätige Förderung entgegengebracht, sondern uns diese wertvolle Unterstützung auch für die Folge freundlichst zugesagt. Ihm dafür ganz besonders zu danken, ist uns eine angenehme Pflicht.

Frankfurt a. M., im Sommer 1912.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele	7
Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum	26
Übersetzungen:	
1. Aus der Einleitung zur Übersetzung der 5 Bücher Mose	53
2. Psalmen:	
Psalm 84	57
" 101	58
" 139	59
Kleinere Schriften:	
1. „Gespräche“: Aus dem zweiten Gespräch	61
2. „Briefe über die Empfindungen“: 5ter Brief	63
3. Aus der Einleitung in die Ritualgesetze der Juden	67
4. Aus dem Briefwechsel mit Abbt (Anmerkung)	70
5. Aus den Literaturbriefen:	
a) Besprechung einer Mischnaübersetzung	72
b) Über das Lustspiel „Die Juden“ v. Lessing	73
6. Schreiben an Lavater	77
7. Ermahnungsformel vor Ableistung des Eides	87
8. Gedanken über das Gebet „Menu“	88
9. Aus „Morgenstunden“	91
Briefe	100
Erläuterungen	120

Phädon

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Die höchste Aufgabe, welche die großen Geister des 18. Jahrhunderts zu erreichen strebten, war die Selbstkenntnis. Man hat diese Zeit die „Zeit des Individualismus“ genannt. Überall ging man damals auf das Ich, auf die alles Beiwerks entkleidete, von der Umgebung losgelöste Persönlichkeit zurück. Allgemein war das Suchen nach diesem gedachten reinen Ich, nach dem, was eigentlich denkt und empfindet und fühlt und will in uns, allgemein das Streben, es in seiner Erscheinung näher zu betrachten, freier zu entfalten. Doch die Pflege, die Entfaltung dieses „Ich“ bis zu seiner höchsten Vollendung, bis zur Stufe der Glückseligkeit oder Vollkommenheit, so dachte man damals, die kann ja nur dann des Schweißes der Edlen wert sein, wenn dieses „Ich“ nicht auf einmal in seiner Entwicklung unterbrochen wird, wenn es nicht plötzlich aufhört zu existieren. Daher die Frage nach Unsterblichkeit, ein Hauptproblem der Zeit, eben die Frage wird, mit deren Lösung man sich damals mehr als je beschäftigte. Es ist somit natürlich, daß auch ein Denker wie Mendelssohn, von der allgemeinen Ideenströmung mit fortgerissen, die Seele und ihre Existenz zum Gegenstand seines Sinns und Forschens machte. Schon frühzeitig hatte er seinem Freunde Lessing seine Absichten, diese Frage eingehend zu behandeln, mitgeteilt, bis endlich im Jahre 1764 eine äußere Veranlassung ihn zur Ausführung seiner Absichten führte. In besonders innigen Verkehr trat er damals zu Thomas Abbt, dem gräflich Schaumburg-Lippeschen Regierungs- und Konsistorialrat, einem ebenso lebenswürdigen Menschen als vielseitig und fein gebildeten Kopf. Der mehrjährige Briefwechsel zwischen beiden — der seiner sanften, gemütvollen Tonart wegen zu dem Schönsten gehört, was die deutsche Literatur von derartigen Schätzen

besitzt — ist ein treuer Spiegel jener merkwürdigen Zeit. Abbt, der sich damals mit vielen Zweifeln und quälenden Gedanken trug, beichtete vor Mendelssohn und bat ihn, ihm seine Ansichten über Zweck und Bestimmung des Menschen, über die Seele und deren Schicksal nach dem Tode mitzuteilen. Mendelssohn hielt anfangs mit den erbetenen Eröffnungen zurück. Endlich ließ er sich dennoch überreden, in eine Besprechung der berührten Fragen einzugehen. Die Freunde kamen überein, daß Moses zunächst seine Ansichten über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zusammenhängend darlegen sollte, damit eine gemeinsame Grundlage für fernere Erörterungen gewonnen werde. Um jedoch Mendelssohn dem Schulgezänk des Tages möglichst fern zu rücken, sollte die Untersuchung ins Altertum versetzt und griechischen Weisen in Form einer Unterredung (nach Art der Platonischen Dialoge) in den Mund gelegt werden. Inzwischen starb aber der treffliche Abbt in der Blüte seines Lebens, und Mendelssohn setzte nun, sich selbst zum Troste und dem dahingegangenen Freunde zum Gedächtnis, die von diesem angeregte Arbeit allein fort. So entstand Mendelssohns berühmtes Buch, sein „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (1764).

In der Form schließt sich „Phädon“ an das gleichnamige Gespräch Platos an. Mendelssohn gesteht selbst, sich die „Einkleidung, Unordnung und Beredsamkeit“ des griechischen Philosophen „zu Nuzge gemacht“ zu haben. Er behält die Schönheiten der Platonischen Darstellung bei und entnimmt sogar ganze Stellen, so besonders fast den größten Teil des ersten Gespräches, ganz dem Originale. In diese antike Form aber goß er im weiteren Verlaufe einen neuen Geist; aus der Gedankenarbeit des Mittelalters und der neuern Zeit zog er neue Ideen herbei. Was die jüdischen Religionsphilosophen, die Neuplatoniker, Cartesius, Leibniz und seine Nachfolger irgend Erhebliches in dieser Frage vorgebracht hatten, wurde hier verarbeitet und zu einem gefälligen Ganzen geordnet.

Der Schrift geht als Einleitung eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des Sokrates voran. Der Dialog selbst zerfällt in drei Gespräche. Im Anfange des ersten führt der Verfasser, seinem griechischen Vorbilde folgend, die Schüler des Sokrates ein. Sie unterhalten sich über die letzte Stunde ihres großen Lehrers, den der Giftbecher so plötzlich von ihrer Seite gerissen hat. Phädon erbiethet sich, seine Erinnerungen an jene Stunde, die er mit Sokrates zusammen im Kerker zugebracht, den Freunden vorzutragen und alles zu berichten, was der Weise kurz vor seinem Tode gelehrt. Der herannahende unfreiwillige Abschied hatte bange Gedanken in den Jüngern geweckt, die den Lehrer gesenkten Hauptes umstanden, und die Frage tauchte auf: ob eine freiwillige Abkürzung des Lebens, ob der Selbstmord von

ethischen Gesichtspunkten aus zu billigen sei. Sie wird nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet und verneinend entschieden: „die Menschen sind wie die Schildwachen, die ihren Posten nicht verlassen dürfen, ehe sie abgelöst werden.“ Nach diesem kurzen Vorspiel wird das Gespräch unvermerkt auf die Behandlung der eigentlichen Frage übergeleitet.

Sokrates erklärt den trauernden Schülern, daß er freudig in den Tod gehe, weil ja dieser nichts anderes sei als die Trennung der Seele vom Körper. „Die Seele kann nicht sterben. In der Natur gibt es nichts, das auch nur einen Augenblick stillstände, und nichts, das sprungweise sich vorwärts bewegte: alles ist in stetem Wandel begriffen. Was würde denn nun das heißen: die Seele stirbt?“

Erstes Gespräch.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beiden setzen: Entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet, wie der Leib, allmähliche Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen: und in dieser Reihe gibt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anderes geworden ist, so wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhört, ein menschlicher Leib zu sein und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Teile eines andern Tieres verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählich?

Nein!

Zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählich wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht, versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, zernichtet würde.

O, mein Teuerster! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wundertäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unsrer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sei; und diese Besorgnis suchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — nein, Cebes! laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln,

ehe wir von der selbständigen Güte eine grundböse Handlung, die Vernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die inneren Kräfte der Seele nicht so allmählich vergehen können, wie sich die Teile einer Maschine trennen.

Richtig!

Lasset uns diese treuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod miteinander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. Entweder die Seele muß vernichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich sein. Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinth keinen Ausgang finden können. Von der einen Seite kann unser Geist natürlicherweise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? Seid unverdrossen, Freunde, mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen uns auf eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir. Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne? —

Richtig.

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortbauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier steht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist ohne sinnliche Eindrücke Begriffe haben soll: aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht bloß die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke denken können? —

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzuspochen, die Seele ohne diesen gegliederten Leib denken zu lassen? Was meinst du, Simmias, würden wir einen Menschen nicht höchst lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte und aus seiner eigenen Erfahrung schließen wollte, daß in allen Teilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter nicht anders als bei uns abwechselten? —

Nichts wäre ungereimter

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereuen sein, daß es dereinst, von seiner Wurzel abgelöst, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus seinen jetzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben? —
Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sei? Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie sein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte als unsre Erfahrung! —

Freilich.

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, daß unser Geist untergehen sollte. Homer läßt seinen Helden mit Recht ausrufen: „Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus weht noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt.“ Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunterwandeln, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten! unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerschönsten zu erfüllen: er hingegen erhebt sich über den Staub und fährt fort, nach anderen natürlichen, aber überirdischen Gesetzen die Werke des Schöpfers zu beschauen und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen

Mendelssohn mag aber diesen Schlußfolgerungen selbst keine Beweiskraft beigelegt haben, zumal sie sich auf einem Unterbau erhoben, der nicht als allgemein feststehend betrachtet werden konnte.¹⁾ Im zweiten Gespräch stellt er daher die Untersuchung auf festere Füße. Er wirft das Bedenken auf, ob denn überhaupt unser Vermögen zu empfinden und vorzustellen, also das, was wir gemeinhin Seele nennen, ein besonderes, selbständiges Wesen sei; ob dasselbe nicht viel-

¹⁾ Das geht aus einer von ihm selbst gemachten Äußerung in einem Briefe an den Erbprinzen v. Wolfenbüttel, Ges. Schr., Bd. 3, S. 127 hervor.

mehr als eine Eigenschaft, als eine Funktion unseres künstlich gebildeten Körpers zu fassen sei. Dem gegenüber wird nun nachgewiesen, daß jedes aus Teilen bestehende Ganze, das als solches aufgefaßt werden soll, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Teile voraussetzt. Diese Thätigkeit müsse die Berrichtung eines besonderen Denkvermögens sein, eines für sich bestehenden, ungetheilten Wesens, das nicht gleichbedeutend sein könne mit dem Ganzen des leiblichen Organismus, der ja selbst aus solchen verschiedenen Teilen besteht. Dies sei eben die Seele, die demnach als ein besonderes, einfaches, unkörperliches Wesen zu setzen sei. Gerade in unsern Tagen gewinnt diese glänzende Beweiskette, den Einwürfen des Materialismus gegenüber, erneutes Interesse. Die einzelnen Ringe, aus denen sie zusammengesetzt ist, sind aus den verschiedensten Schatzkammern der philosophischen Literatur herzugetragen; aber nur eine Meisterhand konnte sie so geschickt auswählen, so gleichmäßig umformen, so zierlich ineinanderschlingen.

Zweites Gespräch.

Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverlässigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich: so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlt der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche sowohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten, denn nichts Vergängliches kann den schwächsten Strahl göttlicher Vollkommenheit fassen; so sind wir, wie das Vieh, hierhergesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenigen Tagen gleichviel sein, ob ich eine Zierde oder eine Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemüht, die Anzahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der Herrschaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band lösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen; so hat das gesamte menschliche Geschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr als eine Herde vernunftlosen Viehs, und der Mensch — ich entseze

nich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendste Tier auf Erden, das zu seinem Unglück über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerter machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemächtigt, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung geraten wollen: so steigt der schreckliche Gedanke der Vernichtung wie ein Gespenst in ihrer Seele empor und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stillsteht, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten; das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung.

Ich danke den Göttern, daß sie mich von dieser Furcht befreit, die alle Wollüste meines Lebens mit Skorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott steht, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löst alle diese Schwierigkeiten auf und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherlei Weise überzeugt sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertigt die Gottheit, setzt die Tugend in ihren Adel ein, gibt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, versüßt das Elend und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrens-wert, indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlaßt werden.

Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen, bedarf beinahe keines fernern Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, viel leicht keiner den höchsten Grad der Gewißheit mit sich führt: so überzeugen sie uns doch zusammengenommen mit einer so siegen-

den Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen

Allein, mein teuerster Sokrates, das Tier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Mensch die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Tieren, und selbst die Vernunft des Menschen nichts als Eigenschaften des Zusammengesetzten, sowie Leben, Gesundheit, Harmonie usw., die ihrer Natur und Beschaffenheit nach nicht länger dauern können als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reicht die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Tieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Tiere Empfindung und dem Menschen Vernunft verleihen

Also dieses befürchtet Simmias: Vielleicht ist unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern, wie die Harmonie, wie die Gesundheit oder wie das Leben der Pflanzen und der Tiere, die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers. War es nicht dieses, was du besorgtest? —

Eben dieses, mein Sokrates. —

Wir wollen sehen, sprach er, ob dasjenige, was wir von unserer Seele wissen und, so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgnis unmöglich macht

Erwäge es mit mir, mein lieber Simmias: wenn unser Vermögen, zu empfinden und zu denken, kein für sich erschaffenes Wesen sondern eine Eigenschaft des Zusammengesetzten sein soll, muß es nicht entweder wie Harmonie und Ebenmaß aus einer gewissen Lage und Ordnung der Teile erfolgen, oder wie die Kraft des Zusammengesetzten seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandteile haben? —

Allerdings, da, wie wir gesehen, kein Drittes sich gedenken läßt. —

In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches hat und die Übereinstimmung bloß in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe. Nicht? —

Richtig. —

Eine gleiche Verwandtnis hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes: sie besteht in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Teile.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas anderes als die Wirkung des Denkungsvermögens, und wird sie außer dem denkenden Wesen irgendwo in der Natur anzutreffen sein? —

Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. —

In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf- und nebeneinander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukommt, das die mannigfaltigen Teile zusammennimmt, gegeneinanderhält und in dieser Vergleichung eine Übereinstimmung wahrnimmt, so weiß ich sie nirgend zu finden; oder weißt du, mein lieber Simmias, in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? —

Ich muß mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abzielt. —

Eine glückliche Vorbedeutung, rief Sokrates, wenn dem Gegner selbst seine Niederlage ahnt! Antworte mir indessen unverdrossen, mein Freund, denn du hast keinen geringen Teil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen. Kann der Ursprung einer Sache aus ihren eigenen Wirkungen erklärt werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugungsursache dieses Baums oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? —

Auf keinerlei Weise. —

Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfordern, sind Wirkungen des Denkungsvermögens. Ohne Hinzutun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Teile ist das regelmäßige Gebäude ein bloßer Sandhaufen und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer als das Rächzen der Nachteule. Ja, ohne diese Wirkung gibt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen aufeinander seienden Teilen besteht; denn diese Teile haben ein jeder sein eigenes Dasein, und sie müssen erst gegeneinander gehalten, verglichen und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Tätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen; daher der Ur-

Ursprung alles Zusammengesetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie usw., insoweit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen sein muß. Und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Berrichtungen entspringen, kann unmöglich in einem Verhältnis oder in Harmonie und Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus außereinander seienden Teilen zusammengesetzt ist; denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Berrichtungen des denkenden Wesens voraus und können nicht anders als durch dieselben wirklich werden. —

Dieses ist sehr deutlich, versetzte Simmias. —

Da ein jedes Ganzes, das aus Teilen besteht, die außereinander sind, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Teile vorausgesetzt, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Berrichtung eines Vorstellungsvermögens sein muß, so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes setzen, das aus solchen auseinander seienden Teilen besteht, ohne eine Sache durch ihre eigenen Berrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, soviel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. —

Wie ich vermerke, bester Sokrates! ist nunmehr auch der Überrest unsers Zweifels dahin. —

Er verdient indes besonders erwogen zu werden, erwiderte jener, wenn ich anders durch diese dornigen Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. —

Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschont, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang . . .

Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates ins Wort, die nunmehr ihre zuverlässige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu sein scheinen. Zwar dieses nicht mehr, daß unser Vermögen, zu empfinden und zu denken, in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandteile zu suchen sein sollte; dies haben wir, ohne weder

der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dies denkende Vermögen eine von den Tätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhanges usw., die von der Lage und Bildung der Teile wesentlich unterschieden und dennoch nirgends anders als im Zusammengesetzten anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige Überrest des Zweifels, den wir bestreiten? mein werter Simmias! —
Richtig!

Wir wollen also diesen Fall setzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsre Seele sei eine Wirksamkeit des Zusammengesetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirksamkeiten des Zusammengesetzten aus den Kräften der Bestandteile fließen müssen; werden also, nach unsrer Voraussetzung, die Bestandteile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken, resultiert? —

Allerdings! —

Aber die Kräfte dieser Bestandteile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? Sollen sie der denkenden Tätigkeit ähnlich oder unähnlich sein? —

Die Frage begreife ich nicht recht, war Simmias' Antwort. —

Eine einzelne Silbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daß sie vernehmlich ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Silbe keinen. Nicht? —

Richtig. —

Indem also jede Silbe nur ein zwar vernehmliches, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Allhier entspringt die Wirksamkeit des Ganzen aus den Kräften der Teile, die ihr unähnlich sind. —

Dieses läßt sich begreifen. —

In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein Gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringt aus den Eindrücken der Bestandteile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. —

Gut. —

Abermals ein Beispiel, daß die Tätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandteile, die ihr unähnlich sind, entspringen könne. —

Ich gebe es zu. —

Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund, aber ich stelle mir vor, alle Tätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöst werden, die nichts Gefärbtes haben, und die Bewegung selbst entspringt vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. —

Dieses würde einen Beweis erfordern, sprach Simmias. —

Es ist aber vor jetzt nicht nötig, daß wir uns hierbei aufhalten, sprach jener; es ist genug, daß ich durch Beispiele erläutere, was ich unter den Worten verstehe: die Wirksamkeit eines Ganzen könne aus Kräften der Bestandteile, die ihr unähnlich sind, entspringen. Ist dieses nunmehr deutlich? —

Vollkommen.

Nach unserer Voraussetzung also würden die Kräfte der Bestandteile entweder selbst Vorstellungskräfte und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beschaffenheit und daher unähnlich sein. Gibt es ein drittes? —

Unmöglich. —

Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber: Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengeetzten entspringen soll, wo kann diese neu entstandene Kraft anzutreffen sein? Außer dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts anders als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandteile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich wäre. Wenn wir also etwas Unähnliches in dem Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermals unsre Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammengenommen sich anders vorstellt, als sie dieselben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beispiel hiervon sieht man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringt zwei verschiedene Farben in einen so kleinen Raum zusammen, daß sie das Auge nicht unterscheiden kann; so werden sie außer uns noch immer getrennt und eine jede für sich bleiben; aber unsre Empfindung wird sich gleichwohl aus denselben eine dritte zusammensetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es

mit dem Geschmack und, wo ich nicht irre, mit allen unsern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zusammensetzung und Verbindung zwar an und für sich nicht anders werden, als sie einzeln sind, wohl aber dem denkenden Wesen, das sie nicht deutlich auseinandersetzen kann, anders scheinen, als sie ohne Verbindung scheinen würden. —

Dies kann zugegeben werden, sprach Simmias. —

Kann also das denkende Wesen seinen Ursprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend sind? —

Unmöglich! da wir vorhin gesehen, daß das Vermögen, zu denken, in keinem Ganzen, das aus vielem besteht, seinen Ursprung haben könne. —

Ganz recht! erwiderte Sokrates. Das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzt ein denkendes Wesen voraus, dem sie in Verbindung anders erscheinen, als sie sind; daher kann aus diesem Zusammennehmen, aus dieser Verbindung unmöglich das denkende Wesen entspringen. Wenn also das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorstellen eine Kraft des Zusammengesetzten sein soll, müssen die Kräfte der Bestandteile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorstellungskräfte sein? —

Wie wäre es anders möglich, nachdem es kein Drittes geben kann? —

Und die Teile dieser Bestandteile, so weit nur immer die Teilbarkeit reichen kann, müssen diese nicht auch dergleichen Vorstellungstätigkeiten haben? —

Unstreitig, da jeder Bestandteil wieder ein Ganzes ist, das aus kleineren Teilen besteht, und unsere Vernunftschlüsse so lange fortgesetzt werden können, bis wir auf Grundteile kommen, die einfach sind und nicht aus vielen bestehen. —

Sage mir, mein lieber Simmias, finden wir nicht in unserer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen, Leidenschaften, die uns unaufhörlich beschäftigen? —

Allerdings. —

Wo wären diese in den Teilen anzutreffen? Entweder zerstreut, einige in diesem, andere in jenem, ohne jemals wiederholt zu werden, oder es gibt wenigstens ein einziges unter ihnen, das alle diese Erkenntnisse, Begierden und Ab-

neigungen, so viel ihrer in unserer Seele anzutreffen, vereinigt und in sich faßt? —

Notwendig eins von beiden, gab Simmias zur Antwort, und wie mich dünkt, dürfte der erste Fall unmöglich sein, denn alle Vorstellungen und Neigungen unseres Geistes sind so innerlich verknüpft und vereinigt, daß sie notwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen sein müssen. —

Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, mein lieber Simmias. Wir würden weder uns erinnern noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Person sein, die wir vor einem Augenblick gewesen, wenn unsere Begriffe unter vielen verteilt und nicht irgendwo zusammen in ihrer genauesten Verbindung anzutreffen wären. Wir müssen also wenigstens eine Substanz annehmen, die alle Begriffe der Bestandteile vereinigt, und diese Substanz, wird sie aus Teilen zusammengesetzt sein können? —

Unmöglich, sonst brauchen wir wieder ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Teilen ein Ganzes werde, und wir kommen wiederum dahin, wo wir ausgegangen sind. —

Sie wird also einfach sein? —

Notwendig. —

Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte ist teilbar, und das Teilbare nicht einfach. —

Richtig. —

Es gibt also in unserm Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereinigt. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? —

Es ist gleichviel, vortrefflicher Freund, erwiderte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug, daß mein Einwurf bei ihr nicht stattfindet, und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind . . .

Drittes Gespräch.

„Als ein unkörperliches Wesen dauert die Seele nach dem Tode des Leibes fort. Wie aber ist diese Fortdauer zu denken? Ist es ein

wachender oder ein schlafähnlicher Zustand, in den die entkörperte Seele gelangen wird?" Diese Fragen werden im dritten Gespräch weniger gelöst als berührt. Gewiß scheint nur das eine, daß die fort-dauernde Seele sich in einem wachenden Zustande befinden wird. Der Geist, dem der Trieb nach Vollkommenheit, der Drang, sich der Gottheit zu nähern, eingeboren ist, schreitet in ewiger Bewegung von Stufe zu Stufe empor . . . Weiter dringt die philosophische Muse Mendelssohns nicht; sie verschmäht es, keck den Schleier zu lüften und die Sinne ihrer Hörer zu erhitzen durch phantastische Bilder. Weiser noch als in dem, was er sagt, zeigt sich Mendelssohn hier in dem, was er verschweigt.

Alles, was lebt und denkt, kann nicht unterlassen, seine Erkenntnis- und seine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger, mit stärkern oder schwächern Schritten, sich der Vollkommenheit zu nähern. — Und dieses Ziel, wann wird es erreicht? Wie es scheint, niemals so völlig, daß der Weg zu einem ferneren Fortgange versperrt sein sollte; denn erschaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche sich nichts gedenken ließe. Je höher sie klimmen, desto mehr ungesehene Fernen entwölken sich ihren Augen, die ihre Schritte anspornen. Das Ziel dieses Bestrebens besteht, wie das Wesen der Zeit, in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählich seinen Vollkommenheiten nähern, und in dieser Näherung besteht die Glückseligkeit der Geister; aber der Weg zu derselben ist unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurückgelegt werden. Daher kennt das Fortstreben in dem menschlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menschliche Begierde zielt an und für sich schon in die Unendlichkeit hinaus. Unsrer Wissensbegierde ist unersättlich, unser Ehrgeiz unersättlich, ja der niedrige Geldgeiz selbst quält und beunruhigt, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu gestatten. Die Empfindung der Schönheit sucht das Unendliche; das Erhabene reizt uns bloß durch das Unergründliche, das ihm anhängt; die Wollust eckelt uns, sobald sie die Grenzen der Sättigung berührt. Wo wir Schranken sehen, die nicht zu übersteigen sind, da fühlt sich unsre Einbildungskraft wie in Fesseln geschmiedet, und die Himmel selbst scheinen unser Dasein in gar zu enge Räume einzuschließen; daher wir unsrer Einbildungskraft so gern den freien Lauf lassen und die Grenzen des Raumes ins Unendliche hinaussetzen. Dieses endlose Bestreben, das sein Ziel immer weiter hinausstreckt, ist dem Wesen, den Eigenschaften und

der Bestimmung der Geister angemessen; und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieses Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten; je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen, desto weitere Aussichten tun sich unsern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, desto mehr finden wir zu erforschen; je mehr wir genießen, desto unerschöpflicher ist die Quelle.

Wir können also, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieses Fortstreben zur Vollkommenheit, dieses Zunehmen, dieses Wachstum an innerer Vortrefflichkeit sei die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung. Wir können sagen, dieses unermessliche Weltgebäude sei hervorgebracht worden, damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheit allmählich zunehmen und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen. Daß diese nun sämtlich mitten auf dem Wege stille stehen sollten, nicht nur stille stehen, sondern auf einmal in den Abgrund zurückgestoßen werden und alle Früchte ihres Bemühens verlieren: dieses kann das allerhöchste Wesen unmöglich beliebt und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat . . .

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu sein, für die Rechte der Menschheit, für Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat das Herz, nicht der Verstand sie dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigenen Grundsätze verleugnet. Wer ein künftiges Leben hofft und das Ziel seines Daseins in die Fortschreitung zur Vollkommenheit setzt, der kann zu sich selber sagen: Siehe, du bist hierher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen, du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Unkosten deines Lebens befördern. Droht die Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr, unterdrückt, die Tugend, gekränkt, und Religion und Wahrheit, verfolgt zu werden: so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden, stirb, um dem menschlichen Geschlechte diese theuern Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler

Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, gibt deinem Wesen einen unaussprechlichen Wert, der zugleich von unendlicher Dauer sein wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Wert dieses Lebens angeben und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wenn wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. Sobald wir aber mit dem Leben auch unser Dasein verlieren, so hört es auf, ein bloßes Mittel zu sein, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wonach wir streben können, das um seiner selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrifft alle andern Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich nach seinen Grundsätzen dem Wohl des Vaterlandes oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, so oft die Erhaltung des Vaterlandes unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme, es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohle des Ganzen aufopfere? Wer wird dieses leugnen? Allein dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er ist diesen Grundsätzen nach verbunden, es zu tun, den Untergang seines Vaterlandes zu suchen, um sein allertuerstes Leben einige Tage zu verlängern.

Eine andere unglückselige Folge von dieser Meinung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genötigt sind, die Vorsehung Gottes zu leugnen. Da nach ihren Gedanken das Leben der Menschen zwischen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist, so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine gibt, zu beurteilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht übereinkommt. Manches widerspricht seiner

Güte, manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sei von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In dem physischen Teile des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisesten Absichten und die vollkommenste Übereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck: lauter sichtbare Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Menschen, so viel wir allhier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unkenntlich. Triumphierende Laster, gekrönte Uebelthäter, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugend sind wenigstens nicht selten; die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener, als die Übeltäter; Meuterei gelingt so oft als die weiseste Gesetzgebung, und ein ungerechter Krieg so gut als die Vertilgung der Ungeheuer oder jede andere wohltätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechts gereicht; Glück und Unglück trifft Gute und Böse ohne merklichen Unterschied und muß, in den Augen dieser Sophisten wenigstens, ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst unter die Menschen verteilt zu sein scheinen.

Unglücklicherweise werden viele durch diese anscheinenden Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähen sie, bekümmere sich um das Schicksal des Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit seiner physischen Natur hat angelegen sein lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dient und wer ihn lästert, sprechen sie, seien dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerlicher als strafbarer Meinungen mehr sind, auf die man notwendig geraten muß, sobald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüssig, meine Freunde, von dem U Grunde dieser Meinungen viele Worte zu machen, da wir alle versichert sind, daß wir unter der göttlichen Obhut stehen und das Gute von seinen Händen, sowie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung empfangen.

Hingegen wissen wir einen sichern und leichtern Weg, uns aus diesem Labyrinth zu finden. In unsern Augen verleugnet das Sittliche so wenig als das Physische dieser Welt die Vollkommenheit ihres Urhebers. Sowie sich in der physischen Welt Unordnungen in den Teilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, Pest usw. in Vollkommenheiten des unermess-

lichen Ganzen auflösen: eben also dienen in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und den Begegnissen des geselligen Menschen, alle zeitlichen Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Ungemach zu dauerhafter Verbesserung, und die Leiden selbst verwandeln sich in bloße Übungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurteilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter einen einzigen, unserer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten; aber alsdann seid versichert, meine Lieben, würden wir weder tadeln noch murren, noch unzufrieden sein, sondern voller Bewunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten. . . .

Jerusalem

oder

über religiöse Macht und Judentum.

1) Schon lange vor dem Ausbruch der Französischen Revolution wandten sich die Elsässer Juden an Mendelssohn mit der Bitte, ein Schriftstück zu entwerfen, das dem französischen Staatsrate vorgelegt werden sollte, um diesen zur Milderung ihrer gedrückten Lage zu bewegen. Mendelssohn wußte den edel denkenden, als Kriegsrat in Berlin lebenden jungen Dohm für diese Arbeit zu gewinnen. Dohms 1781 erschienene Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ gehört zu den bedeutendsten ihrer Zeit. Man fing in besser-gesinnten Kreisen allmählich an, die Juden als Menschen zu betrachten und ihre Stellung vom Standpunkte der Menschlichkeit aus zu erwägen. In Gegenschriften fehlte es natürlich nicht. Längst verrostete Waffen aus den Rüstkammern des mittelalterlichen Aberglaubens und des gemeinsten Judenthasses wurden herbeigeholt. Gegen solche Beschimpfungen durfte Mendelssohn nicht schweigen. Wußte er auch nur zu gut, daß Vernunft und Menschlichkeit ihre Stimmen umsonst erheben, so wollte er doch wenigstens „den verjährtten Vorurteilen die Wurzeln durchschneiden“. Er ließ durch seinen Freund, den Doktor Herz, die „Rettung“ übersetzen, welche der berühmte Amsterdamer Rabbiner Manasse Ben Israel in der Absicht verfaßt hatte, seine Brüder von den Beschuldigungen freizusprechen, welche von der englischen Geistlichkeit gegen sie vorgebracht wurden, als Cromwell das Gesuch Manasses um die Wiederaufnahme der Juden in England sehr kräftig unterstützte. Dieses Schriftchen begleitete Mendelssohn mit einer trefflichen „Vorrede“, in welcher er zunächst die den Juden gemachten Vorwürfe beseitigte, dann aber Gelegenheit nahm, über die Grundsätze sich auszulassen, auf welche das große Gebäude der Emanzipation könne aufgeführt werden.

1) Nach Kayserling, Moses Mendelssohn.

Die Widersprüche, welche seine in dieser Vorrede kurz angedeuteten Prinzipien erfuhren, brachten ihn in seinen letzten Lebensjahren zu dem Entschlusse, sich über Religion und Judentum, oder richtiger über das Verhältnis des Staates zur Religion in eingehender Weise auszulassen.

Kühn und unerschrocken wagte es Mendelssohn, in seinem „Jerusalem“ mit einer Forderung aufzutreten, welche damals allgemeines Staunen hervorrief und einen fast panischen Schrecken verbreitete: er verlangte Emanzipation des Gewissens und des Gedankens. Als erste Notwendigkeit, als den ersten Anfangspunkt einer neuen Zivilisation und einer freien, politischen Stellung seiner Glaubensgenossen forderte er die notwendige Abgrenzung der Machtgebiete von Staat und Kirche. Es war ihm immer klarer geworden, daß das Übel, unter welchem die Juden zu leiden hatten, nicht vereinzelt dastehe, daß es vielmehr mit sehr vielen andern Übeln, an denen die Gesamtheit krankt, nämlich in einer schiefen Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, in der unnatürlichen Verbindung zwischen beiden Mächten wurzele.

Erster Abschnitt.

Staat und Religion, bürgerliche und geistliche Verfassung, weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegeneinanderzustellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen: dieses ist in der Politik eine der schwersten Aufgaben, die man seit Jahrhunderten schon aufzulösen bemüht ist und hier und da vielleicht glücklicher praktisch beigelegt, als theoretisch aufgelöst hat.

Ich habe mir die Begriffe von Staat und Religion, von ihren Grenzen und ihrem wechselweisen Einfluß aufeinander sowohl, als auf die Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens durch folgende Betrachtungen deutlich zu machen gesucht. Sobald der Mensch zur Erkenntnis kommt, daß er außerhalb der Gesellschaft so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseins, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kann: so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seinesgleichen in Gesellschaft zu treten, um durch gegenseitige Hilfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen und durch gemeinsame Vorkehrungen ihr gemeinsames Beste zu befördern. Ihr gemeinsames Beste aber

begreift das Gegenwärtige sowohl als das Zukünftige, das Geistliche sowohl als das Irdische in sich. Eins ist von dem andern unzertrennlich. Ohne Erfüllung unserer Obliegenheiten ist für uns weder hier noch da, weder auf Erden noch im Himmel ein Glück zu erwarten. Nun gehört zur wahren Erfüllung unserer Pflichten zweierlei: Handlung und Gesinnung. Durch die Handlung geschieht das, was die Pflicht erfordert, und die Gesinnung macht, daß es aus der wahren Quelle komme, d. i. aus echten Bewegungsgründen geschehe.

Also Handlungen und Gesinnungen gehören zur Vollkommenheit des Menschen, und die Gesellschaft hat soviel als möglich durch gemeinschaftliche Bemühungen für beides zu sorgen, d. i. die Handlungen der Mitglieder zum gemeinschaftlichen Besten zu lenken und Gesinnungen zu veranlassen, die zu diesen Handlungen führen. Jenes ist die Regierung, dieses die Erziehung des geselligen Menschen. Zu beiden wird der Mensch durch Gründe geleitet, und zwar zu den Handlungen durch Bewegungsgründe und zu den Gesinnungen durch Wahrheitsgründe. Die Gesellschaft hat also beide durch öffentliche Anstalten so einzurichten, daß sie zum allgemeinen Besten übereinstimmen.

Die Gründe, welche den Menschen zu vernünftigen Handlungen und Gesinnungen leiten, beruhen zum Teil auf Verhältnissen der Menschen gegeneinander, zum Teil auf Verhältnissen der Menschen gegen ihren Urheber und Erhalter. Jene gehören für den Staat, diese für die Religion. In soweit die Handlungen und Gesinnungen der Menschen durch Gründe, die aus ihren Verhältnissen gegeneinander fließen, gemeinnützig gemacht werden können, sind sie ein Gegenstand der bürgerlichen Verfassung; in soweit aber die Verhältnisse der Menschen gegen Gott als Quelle derselben angenommen werden, gehören sie für die Kirche, Synagoge oder Moschee. Man liest in so manchen Lehrbüchern des sogenannten Kirchenrechts ernsthafte Untersuchungen: ob auch Juden, Ketzer oder Irrgläubige eine Kirche haben können. Nach den unermesslichen Vorrechten, die die sogenannte Kirche sich anzumäßen pflegt, ist die Frage so ungereimt nicht, als sie einem unbefangenen Leser scheinen muß. Mir kommt es aber, wie leicht zu erachten, auf diesen Unterschied der Benennung nicht an. Öffentliche Anstalten zur Bildung des Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich Kirche, zum Menschen, Staat. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung,

beides, Gesinnungen und Handlungen, so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen: die Menschen erziehen und regieren.

Unter allen Umständen und Bedingungen halte ich es für einen untrüglichen Maßstab von der Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewirkt und also durch die Erziehung selbst regiert wird, mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht zu tun, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens aufzuopfern hat, und also von der einen Seite durch Aüßerung des Wohlwollens ebensoviel gewinnt, als er durch die Aufopferung verliert; ja daß er durch die Aufopferung selbst noch an innerer Glückseligkeit wuchere, indem diese das Verdienst und die Würde der wohlthätigen Handlung und also die wahre Vollkommenheit des Wohlwollenden vermehrt. Es ist z. B. nicht ratsam, daß der Staat alle Pflichten der Menschen-schenpflege bis auf die Almosenpflege übernehme und in öffentliche Anstalten verwandle. Der Mensch fühlt seinen Wert, wenn er Mildtätigkeit ausübt, wenn er anschauend wahrnimmt, wie er durch seine Gabe die Not seines Nebenmenschen erleichtert, wenn er gibt, weil er will. Gibt er aber, weil er muß, so fühlt er nur seine Fesseln.

Eine Hauptbemühung des Staates muß es also sein, die Menschen durch Sitten und Gesinnungen zu regieren. Nun gibt es kein Mittel, die Gesinnungen und vermittels derselben die Sitten der Menschen zu verbessern, als Ueberzeugung. Geseze verändern keine Gesinnungen, willkürliche Strafen und Belohnungen erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten. Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntnis, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein bringen Grundsätze hervor, die durch Ansehen und Beispiel in Sitten übergehen können. Und hier ist es, wo die Religion dem Staate zu Hilfe kommen und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Glückseligkeit werden soll. Ihr kommt es zu, das Volk auf die nachdrücklichste Weise von der Wahrheit edler Grundsätze und Gesinnungen zu überführen, ihnen zu zeigen, daß die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, die zu übertreten schon an und für sich höchstes Elend sei, daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes und Wohltun sein allerheiligster

Wille sei, und daß wahre Erkenntnis des Schöpfers keinen Menschenhaß in der Seele zurücklassen könne. Dieses zu lehren ist Amt und Pflicht und Beruf der Religion, dieses zu predigen Amt und Pflicht und Beruf ihrer Diener. Wie hat es den Menschen bekommen können, jene das Gegenteil lehren, diese das Gegenteil predigen zu lassen?

Wenn aber der Charakter der Nation, der Grad der Kultur, auf welchen sie gestiegen, die mit dem Wohlstande der Nation gewachsene Volksmenge, vervielfältigte Verhältnisse und Verbindungen, überhandgenommene Uppigkeit und andere Ursachen es unmöglich machen, die Nation bloß durch Gesinnungen zu regieren, so nimmt der Staat seine Zuflucht zu öffentlichen Anstalten, Zwangsgesetzen, Bestrafungen des Verbrechens und Belohnung des Verdienstes. Wenn der Bürger nicht aus innerem Gefühl seiner Schuldigkeit das Vaterland verteidigen will, so werde er durch Belohnung gelockt oder durch Gewalt gezwungen. Haben die Menschen keinen Sinn mehr für den innern Wert der Gerechtigkeit, erkennen sie nicht mehr, daß Redlichkeit in Handel und Wandel wahre Glückseligkeit sei, so werde die Ungerechtigkeit gezüchtigt, der Betrug bestraft. Freilich erfüllt der Staat auf diese Weise den Endzweck der Gesellschaft nur zur Hälfte. Äußere Bewegungsgründe machen den, auf welchen sie auch wirken, nicht glücklich. Wer aus Liebe zur Rechtschaffenheit den Betrug meidet, ist glücklicher, als der nur die willkürlichen Strafen fürchtet, die der Staat mit dem Betrüge verbunden. Allein seinem Nebenmenschen kann es gleichviel gelten, aus welchen Bewegursachen das Unrecht unterbleibt, durch welche Mittel ihm sein Recht und Eigentum gesichert wird. Das Vaterland ist verteidigt, die Bürger mögen aus Liebe oder aus Furcht vor positiver Strafe für dasselbe fechten, obgleich die Verteidiger selbst in jenem Falle glücklich, in diesem aber unglücklich sind. Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten steht, so werde wenigstens äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen.

Der Staat also begnügt sich allenfalls mit toten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Übereinstimmung im Tun ohne Übereinstimmung in Gedanken; auch wer nicht an Gesetze glaubt, muß nach dem Gesetze tun, sobald es Sanktion erhalten hat. Er kann dem einzelnen Bürger das Recht lassen, über die Gesetze zu urteilen, aber nicht, nach seinem Urteile zu handeln, denn hierauf hat er als Mitglied der Gesellschaft Verzicht tun müssen, weil

ohne diesen Verzicht eine bürgerliche Gesellschaft ein Unding ist. — Nicht also die Religion. Diese kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Übereinstimmung im Tun ohne Übereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Diese müssen also an und für sich selbst aus dem Geiste kommen und können weder durch Belohnung erkaufte, noch durch Strafen erzwungen werden. Aber auch von bürgerlichen Handlungen zieht die Religion ihre Hand ab, insoweit sie nicht durch Gesinnung, sondern durch Macht hervorgebracht werden. Der Staat hat sich auch keine Hilfe mehr von der Religion zu versprechen, sobald er bloß durch Belohnung und Bestrafung wirken kann, denn insoweit dieses geschieht, kommen die Pflichten gegen Gott weiter in keine Betrachtung, sind die Verhältnisse zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer ohne Wirkung. Aller Beistand, den die Religion dem Staate leisten kann, ist Belehren und Trösten: durch ihre göttlichen Lehren dem Bürger gemeinnützige Gesinnungen beibringen, und durch ihre überirdischen Trostgründe den Elenden aufrichten, der als ein Opfer für das allgemeine Beste zum Tode verurteilt worden.

Hier zeigt sich also schon ein wesentlicher Unterschied zwischen Staat und Religion. Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet; der Staat erteilt Gesetze, die Religion Gebote. Der Staat hat physische Gewalt und bedient sich derselben, wo es nötig ist; die Macht der Religion ist Liebe und Wohltun. Jener gibt den Ungehorsamen auf und stößt ihn aus; diese nimmt ihn in ihren Schoß und sucht ihn noch in dem letzten Augenblicke seines gegenwärtigen Lebens, nicht ganz ohne Nutzen, zu belehren oder doch wenigstens zu trösten.

Dieses sind meinem Bedünken nach die Grenzen zwischen Staat und Kirche, insoweit sie auf die Handlungen der Menschen Einfluß haben. In Absicht auf Gesinnungen treten sie schon etwas näher zusammen; denn hier hat der Staat keine anderen Wirkungsmittel als die Kirche. Beide müssen unterrichten, belehren, aufmuntern, veranlassen, aber weder belohnen, noch bestrafen, weder zwingen, noch bestechen; denn auch der Staat hat durch keinen Vertrag das mindeste Zwangsrecht über Gesinnungen erlangen können. Überhaupt kennen die Gesinnungen der Menschen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Gesinnungen, als Gesinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächsten Verzicht tun,

kann ihm keinen Anteil an meiner Urteilkraft aus Wohlwollen überlassen und abtreten, und ebensowenig ein Recht auf seine Gesinnungen mir anmaßen oder auf irgendeine Weise erwerben. Das Recht auf unsere eigenen Gesinnungen ist unveräußerlich, kann nicht von Person zu Person wandern; denn es gibt und nimmt keinen Anspruch auf Vermögen, Gut und Freiheit. Daher das mindeste Vorrecht, das ihr eueren Religions- und Gesinnungsverwandten öffentlich einräumt, eine indirekte Bestechung. Grundsätze sind frei. Gesinnungen leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnisvermögen der Menschen und müssen nach dem Richtmaße von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirkt auf sein Billigungs- und Mißbilligungsvermögen. Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe. Belohnung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Tatkraft, ermuntern, locken, schrecken ab.

Aber wenn Grundsätze glücklich machen sollen, so müssen sie weder eingeschreckt noch eingeschmeichelt, so muß bloß das Urteil der Verstandeskkräfte für gültig angenommen werden. Ideen vom Guten und Bösen mit einmischen, heißt die Sachen von einem unbefugten Richter entscheiden lassen.

Weder Kirche noch Staat haben also ein Recht, die Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgendeinem Zwange zu unterwerfen. Weder Kirche noch Staat sind berechtigt, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden und den Einfluß, den die Wahrheitskraft auf das Erkenntnisvermögen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen.

Selbst der gesellschaftliche Vertrag hat weder dem Staate noch der Kirche ein solches Recht einräumen können. Denn ein Vertrag über Dinge, die ihrer Natur nach unveräußerlich sind, ist an und für sich ungültig, hebt sich von selbst auf.

Auch die heiligsten Eidschwüre können hier die Natur der Sachen nicht verändern. Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten, sind bloß feierliche Bekräftigungen desjenigen, wozu wir ohnehin, von Natur oder durch Vertrag, verpflichtet sind. Ohne Pflicht ist der Eidschwur eine leere Anrufung Gottes, die lästerlich sein kann, aber an und für sich zu nichts verbindet.

Also in Absicht auf Gesinnungen und Grundsätze kommen Religion und Staat überein, müssen beide allen Schein des Zwangs

und der Bestechung vermeiden und sich auf Lehren, Vermahnen, Bereden und Zurechtweisung einschränken. Nicht also in Absicht auf Handlung. Die Verhältnisse von Mensch zu Menschen erfordern Handlung als Handlung; die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen bloß, insoweit sie zu Gesinnungen führen. Eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf gemeinnützig zu sein, wenn sie auch erzwungen wird; eine religiöse Handlung hingegen ist nur in dem Maße religiös, in welchem sie aus freier Willkür und in gehöriger Absicht geschieht.

Daher kann der Staat zu gemeinnützigen Handlungen zwingen; belohnen, bestrafen; Amt und Ehren, Schande und Verweisung austheilen, um die Menschen zu Handlungen zu bewegen, deren innere Güte nicht kräftig genug auf ihre Gemüther wirken will. Daher hat dem Staate durch den gesellschaftlichen Vertrag auch das vollkommenste Recht und das Vermögen, dieses zu tun, eingeräumt werden können und müssen. Daher ist der Staat eine moralische Person, die ihre eigenen Güter und Gerechtsame hat und damit nach Gutfinden schalten kann.

Fern von allem diesem ist die göttliche Religion. Sie verhält sich gegen Handlung nicht anders als gegen Gesinnung, weil sie Handlung bloß als Zeichen der Gesinnung bezieht. Sie ist eine moralische Person; aber ihre Rechte kennen keinen Zwang. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Radeschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßt sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Überführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androht, sind, sowie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit, Religion! die du in Wahrheit allein die Seligmachende bist, auf der Erde sowie im Himmel.

Zweiter Abschnitt.

Mendelssohn versucht nun im 2. Theil seines „Jerusalem“, diese bisher entwickelten Grundsätze mit den Bestimmungen und Einrichtungen der jüdischen Religion dadurch in Einklang zu bringen, daß er dieser bindende Glaubenslehren, sog. Dogmen abspricht und sie nur

als Gesetz, als äußere Lebensordnung gelten lassen will. War er doch der Philosoph der Leibniz-Wolffschen Schule. Mit ihr nahm er als eine Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, als ewige Vernunftwahrheiten, die Begriffe von Gott, seiner Regierung und Vorsehung an, ohne welche die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen könnten.

Das göttliche Buch, das wir durch Moses empfangen haben, sollte eigentlich ein Gesetzbuch sein und Verordnungen, Lebensregeln und Vorschriften enthalten; gleichwohl schließt es, wie bekannt, einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren mit ein, die mit den Gesetzen so innigst verbunden sind, daß sie nur eins ausmachen. Alle Gesetze beziehen oder gründen sich auf ewige Vernunftwahrheiten, oder erinnern und erwecken zum Nachdenken über dieselben, so daß unsere Rabbinen mit Recht sagen: Die Gesetze und Lehren verhalten sich gegeneinander, wie Körper und Seele. Ich werde hiervon weiter unten ein mehreres zu sagen Gelegenheit haben und begnüge mich, dieses hier bloß als eine Tatsache voranzusetzen, davon sich ein jeder überzeugen kann, der die Gesetze des Moses auch nur in irgendeiner Übersetzung zu dieser Absicht in die Hand nimmt. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehrt auch, daß dieses göttliche Gesetzbuch einem großen Teile des menschlichen Geschlechts Quelle der Erkenntnis geworden, aus welcher sie neue Begriffe schöpfen oder die alten berichtigen. Je mehr ihr in demselben forscht, desto mehr erstaunt ihr über die Tiefe der Erkenntnisse, die darin verborgen liegen. Die Wahrheit bietet sich zwar in demselben in der einfachsten Bekleidung, gleichsam ohne Anspruch auf den ersten Anblick dar. Allein je näher ihr hinzudringt, je reiner, unschuldiger, liebe- und sehnsuchtsvoller der Blick ist, mit welchem ihr auf sie hinschaut, desto mehr entfaltet sie euch von ihrer göttlichen Schönheit, die sie mit leichtem Flor verhüllt, um nicht von gemeinen, unheiligen Augen entweicht zu werden. Allein alle diese vortrefflichen Lehrsätze werden der Erkenntnis dargestellt, der Betrachtung vorgelegt, ohne dem Glauben aufgedrungen zu werden. Unter allen Vorschriften und Verordnungen des mosaischen Gesetzes lautet kein einziges: Du sollst glauben, oder nicht glauben, sondern alle heißen: Du sollst tun, oder nicht tun! Dem Glauben wird nicht befohlen; denn der nimmt keine andern Befehle an, als die den Weg der Überzeugung zu ihm kommen. Alle Befehle des göttlichen Gesetzes sind an den Willen, an die Tatkraft der Menschen gerichtet.

Ja, das Wort in der Grundsprache, das man durch den Glauben zu übersetzen pflegt, heißt an den mehrsten Stellen eigentlich Vertrauen, Zuversicht, getroste Versicherung auf Zusage und Verheißung. „Abraham vertraute dem Ewigen, und es ward ihm zur Gottseligkeit gerechnet“ (1. Mos. 15, 6). Die Israeliten sahen und „hatten Zutrauen zu dem Ewigen und zu Moses, seinem Diener“ (2. Mos. 14, 31). Wo von ewigen Vernunftwahrheiten die Rede ist, heißt es nicht glauben, sondern erkennen und wissen. „Damit du erkennst, daß der Ewige wahrer Gott und außer ihm keiner“ sei (5. Mos. 4, 39). „Erkenne also und nimm dir zu Sinne, daß der Herr allein Gott sei, oben im Himmel, sowie unten auf der Erde, und sonst niemand“ (ebendasselbst). „Vernimm, Israel, der Ewige, unser Gott ist ein einziges, ewiges Wesen“ (5. Mos. 6, 4). Nirgends wird gesagt: Glaube, Israel, so wirst du gesegnet sein; zweifle nicht, Israel, oder diese und jene Strafe wird dich verfolgen. Gebot und Verbot, Belohnung und Strafen sind nur für Handlungen, für Tun und Lassen, die in des Menschen Willkür stehen und durch Begriffe vom Guten und Bösen, also auch von Hoffnung, und Furcht gelenkt werden. Glaube und Zweifel, Beifall und Widerspruch hingegen richten sich nicht nach unserm Begehungsvermögen, nicht nach Wunsch und Verlangen, nicht nach Fürchten und Hoffen, sondern nach unserer Erkenntnis von Wahrheit und Unwahrheit.

Daher hat auch das alte Judentum keine symbolischen Bücher, keine Glaubensartikel. Niemand durfte Symbola beschwören, niemand ward auf Glaubensartikel beeidigt; ja, wir haben von dem, was man Glaubenseide nennt, gar keinen Begriff und müssen sie nach dem Geiste des echten Judentums für unstatthaft halten. Maimonides kam zuerst auf den Gedanken, die Religion seiner Väter auf eine gewisse Anzahl von Grundsätzen einzuschränken, damit die Religion, wie er zu verstehen gibt, so wie alle Wissenschaften, ihre Grundbegriffe habe, aus welchen alles übrige hergeleitet wird. Aus diesem bloß zufälligen Gedanken sind die dreizehn Artikel des jüdischen Katechismus entstanden, denen wir das Morgenlied Sigdal und einige gute Schriften von Chisdai, Albo und Abarbanell zu verdanken haben. Dieses sind auch alle Folgen, die sie bisher gehabt haben. Zu Glaubensfesseln sind sie gottlob! noch nicht geschmiedet worden. Chisdai bestreitet sie und schlägt Abänderungen vor; Albo schränkt ihre Anzahl ein und will

nur von drei Grundartikeln wissen, die mit denen, welche Herbert von Cherbury in spätern Zeiten zum Katechismus vorgeschlagen, ziemlich übereintreffen, und noch andere, hauptsächlich Loria und seine Schüler, die neuern Rabbalisten, wollen gar keine bestimmte Anzahl von Fundamentallehren gelten lassen und sprechen: In unserer Lehre ist alles fundamental. Indessen ward dieser Streit geführt, wie alle Streitigkeiten dieser Art geführt werden sollten: mit Ernst und Eifer, aber ohne Haß und Bitterkeit; und obschon die dreizehn Artikel des Maimonides von dem größten Teile der Nation angenommen worden sind, so hat doch meines Wissens noch niemand den Albo verkehrt, daß er sie hat einschränken und auf weit allgemeinere Vernunftsätze zurückführen wollen. Hierin haben wir den wichtigen Ausspruch unserer Weisen noch nicht aus der Acht gelassen: „Obgleich dieser löst, jener bindet, so lehren sie doch beide Worte des lebendigen Gottes.“

Im Grunde kommt auch hier alles auf den Unterschied zwischen Glauben und Wissen, Religionslehren und Religionsgeboten an. Alles menschliche Wissen läßt sich allerdings auf wenige Fundamentalbegriffe einschränken, die zum Grunde gelegt werden. Je weniger, desto fester steht das Gebäude. Aber Gesetze leiden keine Abkürzung. In ihnen ist alles fundamental, und insoweit können wir mit Grund sagen: uns sind alle Worte der Schrift, alle Gebote und Verbote Gottes fundamental. Wollt ihr gleichwohl die Quintessenz daraus haben, so hört, wie jener größere Lehrer der Nation, Hillel der ältere, der vor der Zerstörung des zweiten Tempels lebte, sich dabei benommen. Ein Heide sprach: „Rabbi, lehrt mich das ganze Gesetz, indem ich auf einem Fuße stehe.“ Samai, an den er diese Zumutung vorher ergehen ließ, hatte ihn mit Verachtung abgewiesen; allein der durch seine unüberwindliche Gelassenheit und Sanftmut berühmte Hillel sprach: „Sohn, liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses ist der Text des Gesetzes; alles übrige ist Kommentar. Nun gehe hin und lerne!“

Ich habe nunmehr zum Grundrisse des alten ursprünglichen Judentums, wie ich mir solches vorstelle, die Außenlinien entworfen: Lehrbegriffe und Gesetze, Gesinnungen und Handlungen. Jene waren nicht an Worte und Schriftzeichen gebunden, die für alle Menschen und Zeiten, unter allen Revolutionen der Sprachen, Sitten, Lebensart und Verhältnisse immer dieselben bleiben, uns immer dieselben steifen Formen darbieten sollen, in welche wir

unsere Begriffe nicht einzwängen können, ohne sie zu zerstückeln. Sie wurden dem lebendigen, geistigen Unterrichte anvertraut, der mit allen Veränderungen der Zeiten und Umstände gleichen Schritt halten und nach dem Bedürfnisse, nach der Fähigkeit und Fassungskraft des Lehrlings abgeändert und gemodelt werden kann. Die Veranlassung zu diesem väterlichen Unterrichte fand man in dem geschriebenen Gesetzbuche und in den Zeremonialhandlungen, die der Bekenner des Judentums unaufhörlich zu beobachten hatte. Es war anfangs ausdrücklich verboten, über die Gesetze mehr zu schreiben, als Gott der Nation durch Mose hat verzeichnen lassen. „Was mündlich überliefert worden,“ sagen die Rabbinen, „ist dir nicht erlaubt, niederzuschreiben.“ Mit vielem Widerwillen entschlossen sich die Häupter der Synagoge in den folgenden Zeiten zu der notwendig gewordenen Erlaubnis, über die Gesetze schreiben zu dürfen. Sie nannten diese Erlaubnis eine Zerstörung des Gesetzes und sagten mit dem Psalmisten: „Es ist eine Zeit da, da man um des Ewigen willen das Gesetz zerstören muß.“ So sollte es aber der ursprünglichen Verfassung nach nicht sein. Das Zeremonialgesetz selbst ist eine lebendige, Geist und Herz erweckende Art von Schrift, die bedeutungsvoll ist und ohne Unterlaß zu Betrachtungen erweckt und zum mündlichen Unterricht Anlaß und Gelegenheit gibt

Und nun bin ich imstande, meine Vermutung von der Bestimmung des Zeremonialgesetzes im Judentume deutlicher zu machen. Die Stammväter unserer Nation, Abraham, Isaak und Jakob, sind dem Ewigen treu geblieben und haben lautere, von aller Abgötterei entfernte Religionsbegriffe bei ihren Familien und Nachkommen zu erhalten gesucht. Und nun waren diese ihre Nachkommen von der Vorsehung ausersehen, eine priesterliche Nation zu sein, das ist eine Nation, die durch ihre Einrichtung und Verfassung, durch ihre Gesetze, Handlungen, Schicksale und Veränderungen immer auf gesunde, unverfälschte Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften hinweise, solche unter den Nationen gleichsam durch ihr bloßes Dasein unaufhörlich lehre, rufe, predige und zu erhalten suche. Sie lebten unter Barbaren und Götzendienern im äußersten Druck, und das Elend hatte sie beinahe gegen die Wahrheit so fühllos gemacht als ihre Unterdrücker der Übermut. Gott befreite sie aus diesem sklavischen Zustande durch außerordentliche Wundertaten, ward der Erretter, Anführer, König, Gesetzgeber und Gesetzesverweser dieser von ihm gebildeten Nation und legte

ihre ganze Verfassung so an, wie es die weisen Absichten seiner Vorsehung erforderten. Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: ich bin in das Heiligtum Gottes gekommen, habe seinen Plan ganz übersehen, weiß seiner Absichten Maß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Aber erlaubt ist dem bescheidenen Forscher, zu mutmaßen, aus dem Erfolge zu schließen, wenn er nur beständig eingedenk ist, daß er nichts als vermuten kann.

Wir haben gesehen, was für Schwierigkeiten es hat, die abgesonderten Begriffe der Religion unter den Menschen durch fortwauernde Zeichen zu erhalten. Bilder und Bilderschrift führen zu Aberglauben und Götzendienst, und unsere alphabetische Schreiberei macht den Menschen zu spekulativ. Sie legt die symbolische Erkenntnis der Dinge und ihrer Verhältnisse gar zu offen auf der Oberfläche aus, überhebt uns der Mühe des Eindringens und Forschens und macht zwischen Lehre und Leben eine gar zu weite Trennung. Diesen Mängeln abzuhelpfen, gab der Gesetzgeber dieser Nation das Zeremonialgesetz. Mit dem alltäglichen Tun und Lassen der Menschen sollten religiöse und sittliche Erkenntnisse verbunden sein. Das Gesetz trieb sie zwar nicht zum Nachdenken an, schrieb ihnen bloß Handlungen, bloß Tun und Lassen vor. Die große Maxime dieser Verfassung scheint gewesen zu sein: Die Menschen müssen zu Handlungen getrieben und zum Nachdenken nur veranlaßt werden. Daher jede dieser vorgeschriebenen Handlungen, jeder Gebrauch, jede Zeremonie ihre Bedeutung, ihren gediegenen Sinn hatte, mit der spekulativen Erkenntnis der Religion und der Sittenlehre in genauer Verbindung stand und dem Wahrheitsforscher eine Veranlassung war, über jene geheiligten Dinge selbst nachzudenken oder von weisen Männern Unterricht einzuholen. Die zur Glückseligkeit der Nation sowohl als der einzelnen Glieder derselben nützlichen Wahrheiten sollten von allem Bildlichen äußerst entfernt sein; denn dieses war Hauptzweck und Grundgesetz der Verfassung. An Handlungen und Verrichtungen sollten sie gebunden sein und diese ihnen statt der Zeichen dienen, ohne welche sie sich nicht erhalten lassen. Die Handlungen der Menschen sind vorübergehend, haben nichts Bleibendes, nichts Fortdauerndes, das so wie die Bilderschrift durch Mißbrauch oder Mißverständnis zur Abgötterei führen kann. Sie haben aber auch den Vorzug vor Buchstabenzeichen, daß sie den Menschen nicht isolieren, nicht zum einsamen, über Schriften und Büchern brütenden

Geschöpfe machen. Sie treiben vielmehr zum Umgange, zur Nachahmung und zum mündlichen, lebendigen Unterricht. Daher waren der geschriebenen Gesetze nur wenig, und auch diese ohne mündlichen Unterricht und Überlieferung nicht ganz verständlich, und es war verboten, über dieselben mehr zu schreiben. Die ungeschriebenen Gesetze aber, die mündliche Überlieferung, der lebendige Unterricht von Mensch zu Mensch, vom Mund ins Herz, sollte erklären, erweitern, einschränken und näher bestimmen, was in dem geschriebenen Gesetze, aus weisen Absichten und mit weiser Mäßigung, unbestimmt geblieben ist. In allem, was der Jüngling that, in allen öffentlichen sowohl als Privatverhandlungen, an allen Thoren und an allen Thürpfosten, wohin er die Augen oder die Ohren wendete, fand er Veranlassung zum Forschen und Nachdenken, Veranlassung, einem ältern und weisen Manne auf allen seinen Tritten zu folgen, seine kleinsten Handlungen und Verrichtungen mit kindlicher Sorgfalt zu beobachten, mit kindlicher Gelehrigkeit nachzuahmen, nach dem Geiste und der Absicht dieser Verrichtungen zu forschen und den Unterricht einzuholen, dessen sein Meister ihn fähig und empfänglich hielt. So war Lehre und Leben, Weisheit und Tätigkeit, Spekulation und Umgang auf das innigste verbunden, oder so sollte es vielmehr der ersten Einrichtung und Absicht des Gesetzgebers nach sein; aber — unerforschlich sind die Wege Gottes — auch hier ging es, nach einer kurzen Periode, den Weg des Verderbnisses. Nicht lange, so war auch dieser glänzende Zirkel durchlaufen, und die Sachen kamen wieder nicht weit von der Tiefe zurück, von welcher sie ausgegangen waren, wie leider seit vielen Jahrhunderten am Tage liegt.

Schon in den ersten Tagen der so wundervollen Gesetzgebung fiel die Nation in den sündlichen Wahn der Aegypter zurück und verlangte ein Tierbild — ihrem Vorgeben nach, wie es scheint, nicht eigentlich als eine Gottheit zum Anbeten; hierin würde der Hohepriester und Bruder des Gesetzgebers nicht gewillfahrt haben, und wenn sein Leben noch so sehr in Gefahr gewesen wäre —; sie sprachen bloß von einem göttlichen Wesen, das sie anführen und die Stelle Moses vertreten sollte, von dem sie glaubten, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aaron vermochte dem Andringen des Volks nicht länger zu widerstehen, goß ihnen ein Kalb, und um sie bei dem Vorsatze festzuhalten, dieses Bild nicht, sondern den Ewigen allein göttlich zu verehren, rief er: Morgen sei dem Ewigen zu Ehren ein Fest! Aber am Festtage, beim Tanz und

Schmause, ließ der Pöbel ganz andere Worte hören: Dieses sind deine Götter, Israel, die dich aus Agypten geführt haben! Nun war das Fundamentalgesetz übertreten, das Band der Nation aufgelöst. Vernünftige Vorstellungen fruchten selten bei einem aufgewiegelten Pöbel, wenn die Unordnung erst eingerissen, und man weiß, zu welchen harten Maßregeln der göttliche Gesetzgeber sich hat entschließen müssen, das aufrührerische Gesindel wieder zum Gehorsam zu bringen. Es verdient indessen angemerkt und bewundert zu werden, was die Vorsehung Gottes aus diesem unglücklichen Vorfalle selbst für Vorteil zu ziehen, zu welcher erhabenen und ganz ihrer würdigen Absicht sie ihn anzuwenden gewußt hat.

Ich habe bereits oben angeführt, daß das Heidentum von der Macht der Gottheit noch erträglichere Begriffe gehabt als von ihrer Güte. Der gemeine Mann hält Güte und Leichtverföhnlichkeit für Schwachheit. Er beneidet jeden um den mindesten Vorzug an Macht, Reichthum, Schönheit, Ehre usw., nur nicht um den Vorzug an Gütigkeit. Und wie kann er auch dieses, da es doch größtenteils nur von ihm selbst abhängt, den Grad von Sanftmut zu erlangen, den er beneidenswert findet? Es gehört Nachsinnen dazu, wenn wir begreifen sollen, daß Haß und Rachsucht, Neid und Grausamkeit im Grunde nichts anderes als Schwachheit, lediglich Wirkungen der Furcht sind. Furcht, mit zufälliger unsicherer Überlegenheit verbunden, ist die Mutter aller dieser barbarischen Gesinnungen. Nur die Furcht macht grausam und unverföhnlich. Wer sich seiner Überlegenheit mit Sicherheit bewußt ist, findet weit größere Glückseligkeit in Nachsicht und Verzeihung.

Hat man erst dieses einsehen gelernt, so kann man nicht länger Anstand nehmen, Liebe für einen wenigstens ebenso erhabenen Vorzug zu halten als Macht, und dem allerhöchsten Wesen, dem man Allmacht zuschreibt, auch Allgütigkeit zuzutrauen, den Gott der Stärke auch für den Gott der Liebe zu erkennen. Aber wie weit war das Heidentum von dieser Verfeinerung entfernt! Ihr findet in ihrer ganzen Götterlehre, in allen Gedichten und andern Ueberbleibseln der frühern Zeit keine Spur, daß sie irgendeiner ihrer Gottheiten auch Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschenkinder zugeschrieben hätten. „Sowohl das Volk,“ sagt Meiners („Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom“, II, 77) von dem weisesten Staate der Griechen, „sowohl das Volk als der größte Teil seiner tapfersten Heerführer und weisesten Staats-

männer hielten die Götter, die sie anbeteten, zwar für Wesen, die mächtiger als Menschen wären, die aber mit ihnen allerlei Bedürfnisse, Leidenschaften, Schwachheiten und sogar Laster hätten. . . . Alle Götter schienen den Atheniensern sowie den übrigen Griechen so böseartig, daß sie sich einbildeten, ein außerordentliches oder lange dauerndes Glück ziehe den Zorn und die Mißgunst der Götter auf sich und werde durch ihre Veranstaltungen über den Haufen geworfen. Sie dachten sich ferner eben diese Götter so reizbar, daß sie alle Unglücksfälle für göttliche Strafen ansahen, die ihnen nicht um allgemeiner Sittenverderbnis oder einzelner großer Verbrechen willen, sondern wegen unbedeutender, meistens unwillkürlicher Nachlässigkeiten bei gewissen Gebräuchen und Feierlichkeiten zugeschickt wurden." In Homer selbst, in dieser sanften, liebevollen Seele, war der Gedanke noch nicht aufgeblüht, daß die Götter aus Liebe verzeihen, daß sie ohne Wohlwollen in ihrem himmlischen Wohnsitz nicht selig sein würden.

Und nun sehe man, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber der Israeliten sich ihrer schrecklichen Vergehung gegen die Majestät bedient, um eine so wichtige Lehre dem menschlichen Geschlechte bekannt zu machen und ihm eine Quelle des Trostes zu eröffnen, aus welcher wir noch jetzt schöpfen und uns erquicken.

Welch' erhabene und schauervolle Vorbereitung! Der Aufruhr war gedämpft, die Sünder zur Erkenntnis ihres sträflichen Vergehens gebracht, die Nation in Bestürzung, und der Gesandte Gottes, Moses selbst, ließ fast den Mut sinken. „Moses. Ach, Herr! solange dein Unwille sich nicht legt, laß uns nicht von dannen ziehen! Wodurch sollte wohl erkannt werden, daß ich und deine Nation Wohlgewogenheit in deinen Augen gefunden? Ist es nicht, wenn du mit uns gehst? Nur dadurch werden wir uns, ich und deine Nation, von jeder andern unterscheiden, welche auf dem Erboden ist. — Gott. Auch darin will ich dir willfahren; denn du hast Gnade gefunden in meinen Augen, und ich habe dich namentlich zu meinem Liebling ausersehen. — Moses. Durch diese trostreichen Worte aufgerichtet, wage ich noch eine kühnere Bitte. Ach, Herr! laß mich deine Herrlichkeit schauen! — Gott. Ich will meine Allgütigkeit vor dir vorüberziehen lassen und mit dem Namen des Ewigen dir bekannt machen, weldergestalt ich gewogen bin, dem ich gewogen bin, und mich erbarme, dessen ich mich erbarme. Meine Erscheinung sollst du von hinten nachschauen; denn mein Antlitz kann nicht gesehen werden.“ — Darauf zog die Erscheinung

vor Moses vorüber und ließ eine Stimme hören: „Der Herr (ist, war und wird sein), ewiges Wesen, allmächtig, allbarmherzig und allgnädig; langmütig, von großer Huld und Treue; der seine Huld dem tausendsten Geschlechte noch aufbehält; der Missetat, Sünde und Abfall verzeiht; aber nichts ohne Ahndung hingehen läßt!“ (2. Mos. 33, 15 fg.)

Wer ist so abgehärteten Sinnes, daß er dieses mit trockenen Augen lesen, wer so unmenschlichen Herzens, daß er seinen Bruder noch hassen, gegen seinen Bruder unverföhnlich bleiben kann!

Zwar spricht der Ewige, daß er nichts ohne Ahndung wolle hingehen lassen, und es ist bekannt, daß diese Worte schon zu mancherlei Mißverständnis und Mißdeutung Gelegenheit gegeben. Wenn sie aber das vorige nicht völlig wieder aufheben sollen, so führen sie unmittelbar auf den großen Gedanken, den unsere Rabbinen darin gefunden: daß auch dieses eine Eigenschaft der göttlichen Liebe sei, dem Menschen nichts ohne alle Ahndung hingehen zu lassen. . . .

Daß die Lehre von der Barmherzigkeit Gottes bei dieser wichtigen Veranlassung zuerst der Nation durch Moses bekannt gemacht worden sei, bezeugt selbst der Psalmist ausdrücklich an einem andern Orte, wo er dieselben Worte aus der Schrift Moses' anführt, von welchen hier die Rede ist:

Mosen zeigt er seine Wege,
Den Israeliten sein Tun.
Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig,
Langmütig und von großer Güte.
Er wird nicht unaufhörlich hadern,
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.
Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden,
Vergilt uns nicht nach unsrer Missetat.
So hoch der Himmel ist über der Erde,
Waltet seine Liebe über seine Verehrer.
So fern der Morgen ist vom Abend,
Entfernt er von uns unsere Schuld.
Wie Väter ihrer Kinder sich erbarmen,
Erbarmt der Herr sich seiner Verehrer;
Denn er kennet unsere Bildung,
Ist eingedenk, daß wir nur Staub sind, usw.

(Psalm 103.)

Nunmehr kann ich meine Begriffe vom Judentum der vorigen Zeit kurz zusammenfassen und in einen Gesichtspunkt vereinigen. Das Judentum bestand oder sollte der Absicht des Stifters nach bestehen:

1. in Religionslehren und Sätzen, oder ewigen Wahrheiten von Gott und seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche der Mensch nicht aufgeklärt und glücklich sein kann. Diese sind nicht dem Glauben der Nation unter Androhung ewiger oder zeitlicher Strafen aufgedrungen, sondern, der Natur und Evidenz ewiger Wahrheit gemäß, zur vernünftigen Erkenntnis empfohlen worden. Sie durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, durch Wort und Schrift, die nur jetzt, nur hier verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbart, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist. Daher singt der öfters angeführte Sänger:

Die Himmel erzählen die Majestät Gottes,
 Und seiner Hände Werk verkündet die Feste.
 Ein Tag strömt diese Lehr' dem andern zu,
 Und Nacht gibt Unterricht der Nacht.
 Keine Lehre, keine Worte,
 Deren Stimme nicht vernommen werde.
 Aber den ganzen Erdball tönet ihre Saite,
 Ihr Vortrag dringet bis an der Erden Ende,
 Dorthin, wo er der Sonn' ihr Zelt aufschlug usw.

Ihre Wirkung ist so allgemein als der wohlthätige Einfluß der Sonne, der, indem sie ihren Kreislauf durchheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet; wie derselbe Sänger sich an einem andern Orte noch deutlicher erklärt:

Vom Sonnenaufgange bis zum Niedergange
 Preist man des Ew'gen Namen;

oder wie der Prophet im Namen des Herrn spricht: Von Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name unter Heiden berühmt, und an allen Orten wird meinem Namen geräuchert, dargebracht auch reine Speisegabe; denn mein Name ist berühmt unter Heiden;

2. in Geschichtswahrheiten oder Nachrichten von dem Schicksale der Vorwelt, hauptsächlich von den Lebensumständen der Stammväter der Nation: von ihrer Erkenntnis des wahren Gottes, ihrem Wandel vor Gott; von ihren Vergehungen selbst und der väterlichen Züchtigung, die darauf gefolgt ist; von dem Bunde, den Gott mit ihnen errichtet, und von der Verheißung, die er ihnen so oft wiederholt, aus ihren Nachkommen dereinst eine ihm geweihte Nation zu machen. Diese historischen Nachrichten enthielten den Grund der Nationalverbindung, und als Geschichtswahrheiten können sie, ihrer Natur nach, nicht anders als auf Glauben angenommen werden; Autorität allein gibt ihnen die erforderliche Evidenz. Auch wurden diese Nachrichten der Nation durch Wunder bestätigt und durch eine Autorität unterstützt, die hinreichend war, den Glauben über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinwegzusetzen;

3. in Gesetzen, Vorschriften, Geboten, Lebensregeln, die dieser Natur eigen sein, und durch deren Befolgung sie sowohl zur Nationalglückseligkeit, als jedes Glied derselben zur persönlichen Glückseligkeit gelangen sollte. Der Gesetzgeber war Gott, und zwar Gott nicht in dem Verhältnisse als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, sondern Gott als Schutzherr und Bundesfreund ihrer Vorfahren, als Befreier, Stifter und Anführer, als König und Oberhaupt dieses Volks; und er gab seinen Gesetzen die feierlichste Sanktion, öffentlich und auf eine nie erhörte, wundervolle Weise, wodurch sie der Nation und allen ihren Nachkommen als unabänderliche Pflicht und Schuldigkeit auferlegt worden sind.

Diese Gesetze wurden geoffenbart, d. i. von Gott durch Wort und Schrift bekannt gemacht. Jedoch ist nur das Wesentlichste davon den Buchstaben anvertraut worden; und auch diese niedergeschriebenen Gesetze sind ohne die ungeschriebenen, mündlich überlieferten und durch mündlichen, lebendigen Unterricht fortzupflanzenden Erläuterungen, Einschränkungen und näheren Bestimmungen größtenteils unverständlich, oder mußten es mit der Zeit werden, weil alle Worte und Schriftzeichen kein Menschenalter hindurch ihren Sinn unverändert behalten.

Sowohl die geschriebenen als die ungeschriebenen Gesetze haben unmittelbar, als Vorschriften der Handlungen und Lebensregeln, die öffentliche und Privatglückseligkeit zum Endzwecke. Sie sind aber auch größtenteils als eine Schriftart zu betrachten und haben als Ceremonialgesetz Sinn und Bedeutung. Sie leiten

den forschenden Verstand auf göttliche Wahrheiten, theils auf ewige, theils auf Geschichtswahrheiten, auf die sich die Religion dieses Volks gründete. Das Zeremonialgesetz war das Band, welches Handlung mit Betrachtung, Leben mit Lehre verbinden sollte. Das Zeremonialgesetz sollte zwischen Schule und Lehrer, Forscher und Unterweiser persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen, zu Wetteifer und Nachfolge reizen und ermuntern; und diese Bestimmung hat es in den ersten Zeiten wirklich erfüllt, bevor die Verfassung ausartete und die Torheit der Menschen sich abermals ins Spiel mischte, durch Mißverstand und Mißleitung das Gute in Böses, das Nützliche in Schädliches zu verwandeln.

Staat und Religion war in dieser ursprünglichen Verfassung nicht vereinigt, sondern eins, nicht verbunden, sondern ebendasselbe Verhältnis des Menschen gegen die Gesellschaft und Verhältnis des Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen und konnten nie in Gegenstoß geraten. Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, war zugleich der König und Verweser dieser Nation, und er ist ein einziges Wesen, das so wenig im Politischen als im Metaphysischen die mindeste Trennung oder Vielheit zuläßt. Auch hat dieser Regent keine Bedürfnisse und heischt nichts von der Nation, als was zu ihrem Besten dient, die Glückseligkeit des Staats befördert; sowie von der andern Seite der Staat nichts fordern konnte, das den Pflichten gegen Gott zuwider, das nicht vielmehr von Gott, dem Gesetzgeber und Gesetzverweser der Nation, befohlen sei. Daher gewann das Bürgerliche bei dieser Nation ein heiliges und religiöses Ansehen, und jeder Bürgerdienst ward zugleich ein wahrer Gottesdienst. Die Gemeinde war eine Gemeinde Gottes, ihre Angelegenheiten waren Gottes, öffentliche Steuern waren Hebe Gottes, und bis auf die geringste Polizeianstalt war alles gottesdienstlich. Die Leviten, die von den öffentlichen Einkünften lebten, hatten ihren Unterhalt von Gott. Sie sollten kein Eigentum im Lande haben, denn Gott ist ihr Eigentum. Wer außerhalb Landes herumtreiben muß, der dient fremden Göttern. Dieses kann in verschiedenen Stellen der Schrift nicht im buchstäblichen Verstande genommen werden und bedeutet im Grunde nicht mehr als: er ist fremden politischen Gesetzen unterworfen, die nicht, wie die vaterländischen, zugleich gottesdienstlich sind.

Und nun auch die Verbrechen. Jeder Frevel wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, war ein Verbrechen

wider die Majestät, und also ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätschänder; wer den Sabbat freventlich entheiligte, hob, insoweit es an ihm lag, ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung dieses Tages beruhte ein wesentlicher Teil der Verfassung. „Der Sabbat sei ein ewiger Bund zwischen mir und den Kindern Israels,“ spricht der Herr, „ein immerwährendes Zeichen, daß der Ewige in sechs Tagen“ usw. Diese Verbrechen also konnten, ja sie mußten in dieser Verfassung bürgerlich bestraft werden, nicht als irrige Meinung, nicht als Unglaube, sondern als Untaten, als freventliche Staatsverbrechen, die darauf abzielen, das Ansehen des Gesetzgebers aufzuheben oder zu schwächen, und dadurch den Staat selbst zu untergraben. Und gleichwohl, mit welcher Gelindigkeit wurden diese Hauptverbrechen selbst bestraft! mit welcher überschwänglichen Nachsicht gegen menschliche Schwachheit! Nach einem ungeschriebenen Gesetze konnte keine Leib- und Lebensstrafe verhängt werden, wenn der Verbrecher nicht von zweien unverdächtigen Zeugen, mit Anführung des Gesetzes und unter Bedrohung der verordneten Strafe, gewarnt worden; ja bei Leib- und Lebensstrafen mußte der Verbrecher mit ausdrücklichen Worten die Strafe anerkannt, übernommen, und unmittelbar darauf, im Beisein derselben Zeugen das Verbrechen begangen haben. Wie selten mußten die Blutgerichte bei einer solchen Einrichtung sein, und wie mancherlei Gelegenheit hatten die Richter, der traurigen Notwendigkeit auszuweichen, über ihr Mitgeschöpf und Mitebenbild Gottes den Stab zu brechen! Ein Hingerichteter ist, nach dem Ausdrucke der Schrift, eine Geringschätzung Gottes. Wie sehr mußten die Richter anstehen, untersuchen und auf Entschuldigung bedacht sein, bevor sie ein Halsgerichtsurteil unterzeichneten! Ja, wie die Rabbinen sagen, hat jedes Halsgericht, das für seinen guten Namen besorgt ist, darauf zu sehen, daß in einem Zeitraume von siebenzig Jahren nicht mehr als eine Person am Leben gestraft werde.

Hieraus erhellt, wie wenig man die mosaischen Gesetze und die Verfassung des Judentums kennen muß, um zu glauben, daß nach derselben Kirchenrecht und Kirchenmacht autorisiert, oder Unglaube und Irrglaube mit zeitlichen Strafen zu belegen sei. . . .

Als aber die Verfassung untergraben, die Einheit des Interesses aufgehoben, Staat und Religion nicht mehr ebendaselbe

waren, der Staat unter fremder Botmäßigkeit stand, seine Befehle gleichsam von fremden Göttern empfing und die einheimische Religion mit einem Teile ihres Einflusses auf das bürgerliche Leben sich noch erhalten hatte, da hieß es: „Wem sollen wir geben? wem gehorchen?“ So ertragt denn beide Lasten, fiel der Bescheid aus, so gut ihr könnt; dient zweien Herren in Geduld und Ergebenheit: gebt dem Kaiser und gebt auch Gott, jedem das Seine, nachdem die Einheit des Interesses nun zerstört ist!

Und noch jetzt kann dem Hause Jakobs kein weiserer Rat erteilt werden als eben dieser: Schickt euch in die Sitten und in die Verfassung des Landes, in welches ihr versetzt seid; aber haltet auch standhaft bei der Religion eurer Väter. Tragt beider Lasten, so gut ihr könnt! Man erschwert euch zwar von der einen Seite die Bürde des bürgerlichen Lebens um der Religion willen, der ihr treu bleibt; und von der andern Seite macht das Klima und die Zeiten die Beobachtung eurer Religionsgesetze in mancher Betrachtung lästiger, als sie sind. Haltet nichtsdestoweniger aus, steht unerschüttert auf dem Standorte, den euch die Vorsehung angewiesen, und laßt alles über euch ergehen, wie euch euer Gesetzgeber lange vorher verkündigt hat!

In der That sehe ich nicht, wie diejenigen, die in dem Hause Jakobs geboren sind, sich auf irgendeine gewissenhafte Weise vom Gesetze entledigen können. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuten, der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen zu geben, so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu erkennen zu geben, als er das Gesetz selbst gegeben hat. Solange dieses nicht geschieht, solange wir keine so authentische Befreiung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünftelikeit nicht von dem strengen Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schuldig sind; und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwischen Spekulation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf. Darum wiederhole ich meine vorausgeschickte Protestation: Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: ich bin in das Heiligtum Gottes gekommen, habe das System seiner Absichten ganz durchschaut und weiß ihnen Maß und Ziel und Grenze zu

bestimmen? Ich kann vermuten, aber nicht entscheiden, aber nicht nach meiner Vermutung handeln. Darf ich doch in menschlichen Dingen mich nicht erdreisten, aus eigener Vermutung und Gesetzdeutelei, ohne Autorität des Gesetzgebers oder Gesetzverwesers, dem Gesetze zuwiderzuhandeln: um wieviel weniger in göttlichen Dingen? Gesetze, die mit Landeigentum und Landeseinrichtung in notwendiger Verbindung stehen, führen ihre Befreiung mit sich. Ohne Tempel und Priestertum und außerhalb Judäa finden weder Opfer noch Reinigungsgesetz noch priesterliche Abgabe statt, insoweit sie vom Landeigentume abhängen. Aber persönliche Gebote, Pflichten, die dem Sohne Israels ohne Rücksicht auf Tempeldienst und Landeigentum in Palästina auferlegt worden sind, müssen, soviel wir einsehen können, strenge nach den Worten des Gesetzes beobachtet werden, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, unser Gewissen zu beruhigen und die Abstellung derselben laut und öffentlich bekannt zu machen.

Hier heißt es offenbar: Was Gott gebunden hat, kann der Mensch nicht lösen. Wenn auch einer von uns zur christlichen Religion übergeht, so begreife ich nicht, wie er dadurch sein Gewissen zu befreien und sich von dem Joche des Gesetzes zu entledigen glauben kann? Jesus von Nazareth hat sich nie verlauten lassen, daß er gekommen sei, das Haus Jakob von dem Gesetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegenteil gesagt, und, was noch mehr ist, hat selbst das Gegenteil getan. Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses', sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu sein scheint, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein. Genau untersucht, stimmt alles nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Überlieferung völlig überein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben und ein Gesetz durch Beispiel autorisiert haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte. Aus seinem ganzen Betragen, sowie aus dem Betragen seiner Jünger in der ersten Zeit, leuchtet vielmehr der rabbinische Grundsatz augenscheinlich hervor: Wer nicht im Gesetze geboren ist, darf sich an das Gesetz nicht binden; wer aber im Gesetze geboren ist, muß nach dem Gesetze leben und nach dem Gesetze sterben. Haben seine Nachfolger in späteren Zeiten anders ge-

dacht und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.

Und ihr, liebe Brüder und Mitmenschen, die ihr der Lehre Jesu folgt, solltet uns verargen, wenn wir das tun, was der Stifter eurer Religion selbst getan und durch sein Ansehen bewährt hat? Ihr solltet glauben, uns nicht bürgerlich wiederlieben, euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, solange wir uns durch das Zeremonialgesetz äußerlich unterscheiden, nicht mit euch essen, nicht von euch heiraten, das, soviel wir einsehen können, der Stifter eurer Religion selbst weder getan noch uns erlaubt haben würde? Wenn dieses, wie wir von christlich gesinnten Männern nicht vermuten können, eure wahre Gesinnung sein und bleiben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten: so tut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nötig erachten; so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht tun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben, und alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es jetzt ist, oder in welchem es eure Menschenliebe zu versetzen für gut findet. Es steht nicht bei uns, hierin nachzugeben; aber es steht bei uns, wenn wir rechtschaffen sind, euch dennoch brüderlich zu lieben und brüderlich zu flehen, unsere Lasten, soviel ihr könnt, erträglich zu machen. Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeigt uns Wege und gebt uns Mittel an die Hand, wie wir bessere Miteinwohner werden können, und laßt uns, soviel es Zeit und Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mitgenießen. Von dem Gesetze können wir mit gutem Gewissen nicht weichen: und was nützen euch Mitbürger ohne Gewissen?

„Wie kann aber auf diese Weise die Prophezeiung in Erfüllung kommen, daß dereinst nur ein Hirt und eine Herde sein soll?“

Liebe Brüder, die ihr es mit den Menschen wohlmeint, laßt euch nicht betören! Um dieses allgegenwärtigen Hirten zu sein, braucht weder die ganze Herde auf einer Flur zu weiden, noch durch eine Thür in des Herrn Haus ein- und auszugehen. Dieses ist weder dem Wunsche des Hirten gemäß, noch dem Gedeihen der Herde zuträglich. Ob man die Begriffe vertauscht oder geflissent-

lich zu verwirren sucht? Man stellt euch vor, Glaubensvereinigung sei der nächste Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung, die ihr Gutherzigen so sehnlich wünscht. Wenn wir alle nur einen Glauben haben, wollen verschiedene euch einbilden, so können wir uns einander des Glaubens, der Verschiedenheit der Meinungen halber nicht mehr hassen, so ist Religionshaß und Verfolgungssucht bei der Wurzel gefaßt und ausgerottet, so ist der Heuchelei die Geißel und dem Fanatismus das Schwert aus der Hand gewunden, und die glücklichen Tage treten ein, da es heißt: Der Wolf wird mit dem Lamme wohnen, und der Leopard neben der Ziege usw. — Sie, die Sanftmütigen, die dieses in Vorschlag bringen, sind bereit, Hand ans Werk zu legen; sie wollen als Unterhändler zusammentreten und sich die menschenfreundliche Mühe geben, einen Glaubensvergleich zustande zu bringen, um Wahrheiten und Rechte wie um feiles Kaufmannsgut zu handeln, wollen fordern, bieten, dingen, abdrohen und abbitten, übereilen und überlisten, bis die Parteien sich einander in die Hände schlagen und der Vertrag zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts niedergeschrieben werden kann. Viele, die ein solches Vorhaben zwar als chimärisch und unausführbar verwerfen, sprechen doch von der Glaubenseinigkeit als von einem sehr wünschenswerten Zustande und bedauern das menschliche Geschlecht mit Leidwesen, daß dieser Gipfel der Glückseligkeit durch menschliche Kräfte nicht zu erreichen stehe. Hütet euch, Menschenfreunde, solchen Gesinnungen, ohne die genaueste Prüfung, Gehör zu geben. Es können Fallstricke sein, die der ohnmächtig gewordene Fanatismus der Gewissensfreiheit legen will. Ihr wißt, dieser Feind des Guten ist von mancherlei Gestalt und Form: Löwenmut und Lammesart, Taubeneinfalt und Schlangengift, keine Eigenschaft ist ihm so fremd, daß er sie nicht entweder besitze oder anzunehmen verstehe, um seine blutdürstigen Absichten zu erreichen. Da ihm durch eure wohlthätigen Bemühungen die offene Gewalt benommen ist, so nimmt er vielleicht die Maske der Sanftmut an, um euch zu hintergehen, heuchelt Bruderliebe, gleißelt Menschenduldung und schmiedet heimlich die Ketten schon, die er der Vernunft anzulegen gedenkt, um sie unversehens wieder in den Pfuhl der Barbarei zu stürzen, aus der ihr sie zu ziehen angefangen.

Man glaube nicht, daß dieses eine bloß eingebilddete Furcht sei, die etwa Hypochondrie zur Mutter hat. Im Grunde kann eine Glaubensvereinigung, wenn sie zustande kommen sollte, keine an-

bern als die unseligsten Folgen für Vernunft und Gewissensfreiheit haben. Denn gesetzt, man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt, man bringe Symbole zustande, wider welche keine von den jetzt in Europa herrschenden Religionsparteien etwas einzuwenden findet: was ist dadurch ausgerichtet? Etwa, daß ihr alle über Religionswahrheiten ebendaselbe denkt? Wer von der Natur des menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat, kann sich dieses nicht beikommen lassen. Also bloß in den Worten, in der Formel läge die Übereinstimmung. Dazu wollen die Glaubensvereiner sich zusammentun; sie wollen hier und da von den Begriffen etwas abzwacken, hier und da die Maschen der Worte so lange erweitern, sie so unbestimmt und weit-schichtig machen, daß sich die Begriffe ihrer innern Verschiedenheit ungeachtet noch zur Not hineinzwängen lassen. Ein jeder verbände alsdann im Grunde mit denselben Worten eine andere ihm eigene Meinung; und ihr rühmt euch, den Glauben der Menschen vereinigt, die Herde unter ihren einigen Hirten gebracht zu haben? O, wenn diese allgemeine Gleisnerei überall einen Endzweck haben soll, so fürchte ich, man will den freigewordenen Geist der Menschen nur vorerst wieder in Schranken eingesperrt haben: das scheue Wild wird sich alsdann schon fangen und den Rappzaum umwerfen lassen! Bindet den Glauben nur erst an Symbole, die Meinung an Worte, so bescheiden und nachgebend ihr immer wollt; setzt nur ein für allemal die Artikel fest: wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag später kommt und auch an diesen bescheidenen, geläuterten Worten etwas auszufegen findet! Er ist ein Friedensstörer! Zum Scheiterhaufen mit ihm!

Brüder, ist es euch um wahre Glückseligkeit zu tun, so laßt uns keine Übereinstimmung lügen, wo Mannigfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorsehung ist! Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen so wie sein Nebenmensch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Tun wir dieses schon leider in unserm täglichen Umgange, in unsern Unterhaltungen, die von keiner sonderlichen Bedeutung sind: warum denn noch in solchen Dingen, die unser zeitliches und ewiges Wohl, unsere ganze Bestimmung angehen? Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unsers Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einem jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat? Heißt dieses nicht, soviel an uns liegt, sich der Vorsehung widersetzen, den Zweck der Schöpfung, wenn es

möglich ist, vereiteln, unserm Berufe, unserer Bestimmung in diesem und jenem Leben geflissentlich zuwiderhandeln? —

Regenten der Erde! Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner derselben vergönnt ist, seine Stimme bis zu euch zu erheben, traut den Räten nicht, die euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen verleiten wollen! Sie sind entweder selbst verblendet und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen euch zu verblenden. Es ist getan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit, zu denken, wenn ihr ihnen Gehör gebt. Um eurer und unserer aller Glückseligkeit willen! Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen. Um eurer und unserer Glückseligkeit willen: gebt euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgendeine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche Glückseligkeit bestehen kann, in ein Gesetz, irgendeine dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in eine Landesverordnung zu verwandeln! Haltet auf Tun und Lassen der Menschen, zieht dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze, und überlaßt uns das Denken und Reden, wie es unser aller Vater zum unveräußerlichen Erbgute beschieden, als ein unwandelbares Recht eingegeben hat! Ist etwa die Verbindung zwischen Recht und Meinung zu verjährt, und der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß sie ohne besorglichen Schaden völlig aufgehoben werden könne: so sucht wenigstens ihren verderblichen Einfluß, soviel an euch ist, zu mildern, dem zu grau gewordenen Vorurteile weise Schranken zu setzen! Bahnt einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Kultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzt! Belohnt und bestraft keine Lehre, lockt und bestecht zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen euch und seine Mitbürger rechtsschaffen handelt, den laßt sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Laßt niemand in euern Staaten Herzenskiindiger und Gedankenrichter sein, niemand ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!

Übersetzungen.

Auf öffentlichen und privaten Wegen suchte M. die Lage seiner Glaubensgenossen zu mildern. So verwandte er sich angelegentlich für die Juden in der Schweiz und in Sachsen, beidemal mit nachhaltigem Erfolg. Vor allem aber wirkte er dahin, sie der äußern Befreiung und Gleichstellung, die er anstrebte, durch die Befreiung von innen heraus, durch Aneignung deutscher Bildung, würdig zu machen.

In diese neue Bahnen lenkte er sein Volk durch seine Bibelübersetzung (1778). Als ein Bildungsmittel wollte denn auch M. selbst dieses Werk aufgefaßt wissen. „Dieses ist“, schreibt er an einen Freund, „der erste Schritt zur Kultur, von welcher meine Nation leider in einer solchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung beinahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das Wenige zu tun, was in meinem Vermögen steht und das übrige der Vorsehung zu überlassen, die sich zur Ausführung ihres Plans mehrteils mehr Zeit nimmt, als wir übersehen können.“

An der Hand des altehrwürdigen hebräischen Textes fand die deutsche Sprache allmählich Eingang und Aufnahme in den jüdischen Schulen und Häusern. In dieser Bibelübersetzung kreuzen sich also zwei Wege; sowohl die jüdische als die deutsche Kulturgeschichte macht bei ihr als einer entscheidenden Epoche halt. Durch sie führte M. der deutschen Geistesarbeit eine Fülle frischer Kräfte zu; er machte ein Feld urbar, das bisher für Deutschland brach gelegen hatte.

Übersetzung der fünf Bücher Mose.¹⁾

Aus der Einleitung.

. . . Solange die Söhne Israels ihre Sprache nicht veränderten, und die Sprache des gelobten Landes gewöhnlich und geläufig im Munde des Volks vom Kleinen bis zum Großen war, bedurfte es keiner Verdolmetschung der Thora; denn jeder, der von einem richtigen Leser, welcher auf Vokale, Akzent und Ton hielt, vorlesen

¹⁾ Gef. Schr., Bd. 7, S. XVII.

hörte, verstand von selbst den Sinn des Sages. — — — Aber, als sie nach Babylonien ins Exil gingen, vermischten sie sich unter die Völker, nahmen Heidinnen zu Frauen und verlernten ihre Sprache, wie es die Heilige Schrift bezeugt (Nehem. 13, 24). Obgleich nun das babylonische Exil nur von kurzer Dauer und bei weitem nicht so lang war als die Gefangenschaft in Agypten, wo sie doch ihre Sprache bewahrten (denn sie waren in Babylonien nur 70 Jahre), so vergaßen sie dennoch die Sprache ihrer Väter in diesem Exil, weil sie heidnische Weiber nahmen, welche ihre Muttersprache die von ihnen geborenen Kinder lehrten. Auch war die Sprache des Volkes, welches in Babylonien über die Israeliten herrschte, mit der hebräischen verwandter als die Sprache Agyptens, und gab daher mehr Veranlassung zur Vermischung der Redeweisen — —: bis sie gewöhnt waren, in der Sprache ihrer Zwingherren zu reden, die heilige Sprache aber nur bei einzelnen ausgewählten Weisen der Zeit übrig blieb, welche beständig mit der Heiligen Schrift sich beschäftigten. Und als sie nachher nach Jerusalem hinaufzogen, waren es nur 40 360 Seelen, Knechte und Mägde abgerechnet; die Vornehmsten aber und die Gelehrten, welche diese Rückkehr nicht für die wahre Erlösung hielten, blieben in Babylonien zurück. Als nun Esra und seine Freunde sahen, daß die heilige Sprache beim Volke vergessen war, machten sie sich auf und übersetzten ihnen die Schrift in das Aramäische (Chaldäische), in welchem sie schon geübt waren und dessen sie sich bei allen ihren Geschäften bedienten. — — Aber als die Hand der Griechen die Obermacht erhielt, verließen sie sehr bald auch das Aramäische; denn sie lernten immer die Sprache desjenigen Volkes, welches sie besiegte und über sie herrschte. Ein Teil von ihnen mischte sogar die Sprachen ineinander, wodurch besonders das Targum Esras und seiner Freunde vergessen oder verstümmelt wurde; bis endlich Dukelos, ein frommer Proselyt, . . . nach der Zerstörung des Tempels sich aufmachte und das vergessene Targum wieder feststellte. — — Nach ihm erhob sich ein anderer Proselyt, ein Grieche, genannt Ekiles oder Aquila, von der Insel Pontos im Mitteländischen Meere, und übersetzte die Thora vor (coram) Rabbi Eleasar und Rabbi Josua ins Griechische. Ekiles oder Aquila war nicht der erste Übersetzer ins Griechische, denn es waren zu seiner Zeit schon „die 70“ und andere Übersetzungen ins Griechische vorhanden.

Zu Anfang des 8. Jahrhunderts im 5. Tausend (Anfang des

10. Jahrhunderts nach Chr.) erschien R. Saadia Gaon, aus Fajum in Aegypten, und übersezte die fünf Bücher Mose ins Arabische. Manche schreiben ihm auch die arabische Übersetzung der Propheten und Hagiographen zu. — Diese arabische Übersetzung wurde, mit dem Text der fünf Bücher Mose, dem Onkelos und der persischen Übersetzung des R. Jakob ben Joseph Lawus zusammen im Jahre 306 (1546 nach Chr.) zu Constantine (Konstantinopel) in Quadratschrift gedruckt. Im Jahre 307 (1547) wurden in Konstantinopel die fünf Bücher Mose mit spanischer und griechischer Übersetzung gedruckt, ohne daß man weiß, wer der Übersetzer sei. — Diese Übersetzung ist in Ferrara durch R. Som Tob Utias 313 (1553) gedruckt, zum drittenmal durch Manasseh ben Israel in Amsterdam 390 (1630), und nachher noch sehr oft.

Der große Grammatiker R. Elia Bachur (Elias Levita) übersezte die Thora und die Megilloth genau wörtlich ins Deutsche, gedruckt zu Constanzia in der Schweiz im Jahre 304 (1544). Nachher sind die heiligen Schriften in deutscher Sprache, aber hebräischen Lettern, erschienen von dem Übersetzer R. Josel Wikenhausen zu Amsterdam 439 (1679); noch einmal aufgelegt daselbst 447 (1687). Eine andere deutsche Übersetzung ist von R. Sekutiel Blikz aus Witmund, Amsterdam 439 (1679) mit Approbationen und Bannflüchen¹⁾ von vielen ausgezeichneten Rabbinen. Dieser Herausgeber schmäht die Konstanzer Übersetzung sehr und ist der Meinung, die Übersetzung sei nicht aus der Hand des großen Grammatikers hervorgegangen. Allein ich, der Schreiber, habe nie die Übersetzung, welche dem Elias zugeschrieben wird, gesehen: denn sie ist nicht in diesem Lande verbreitet; aber ich habe die Übersetzung des R. Sekutiel gesehen und finde, daß er sich sehr blamiert. — Seine Kraft ist sehr gering; denn er versteht nichts vom Geiste der hebräischen Sprache und ihrem Gebrauch; und das Wenige, was er davon verstand, übersezte er in eine verdorbene und verstümmelte Sprache, die jeden Leser anwidert, welcher richtig zu sprechen versteht.

Seit der Zeit ist es niemand eingefallen, das Verdorbene zu verbessern und die heilige Thora in eine richtige Sprache zu übersezen, welche in unserer Zeit gang und gäbe ist. Die jüdischen Knaben, welche Fähigkeit haben, die Worte der Weisheit zu verstehen, müssen umhersuchen, um das Wort Gottes aus den

¹⁾ Gegen Nachdrucker.

Übersetzungen der christlichen Weisen zu lernen. Denn die Christen übersetzten die Thora in jeder Zeit nach ihren verschiedenen Sprachen, je nach dem Zeitbedürfnis, dem Sprachgebrauch und nach der Annehmlichkeit des Ausdrucks, bald buchstäblich und bald umschreibend, bald nach den Worten und bald nach dem Sinne, damit jeder der Lernenden nach seinen verschiedenen Wünschen seinen Durst stillen könne. Dies ist aber nicht recht für das Volk Israel, welches die Thora vielmehr als ein Gesetzbuch usw. betrachten müßte. Damit aber dieser Lebenszweck nicht schwankend und von feinen Unterscheidungen des Verstandes abhängig sei, haben uns unsere weisen Vorfahren die Masora eingerichtet, und hierdurch eine Mauer für die Thora und das Gebot erbaut, damit wir nicht wie Blinde im Finstern herumtappen. Wir dürfen von diesem ihrem gebahnten Wege nicht abweichen, dürfen nicht nach der Meinung und der Einsicht eines einzelnen Grammatikers oder Kritikers gehen, sondern dasjenige, was uns die Masoreten, die bei uns beglaubigt sind, überliefert haben, muß unsere Richtschnur sein. Als Gott mir nun Knaben verlieh, und die Zeit herankam, sie in der Thora zu unterrichten und ihnen einzuschärfen die lebendigen Worte Gottes, wie sie in der Heiligen Schrift gegeben sind, fing ich an, die fünf Bücher Mose in ein reines, regelrechtes Deutsch zu übersetzen, wie es in unsern Tagen gebräuchlich ist: zum Nutzen dieser kleinen Knaben. Ich legte ihnen die Übersetzung in den Mund neben der Lektüre des Textes, bald wörtlich, bald nach dem Inhalte und Zusammenhange: um sie so in den Geist der Heiligen Schrift, in die Feinheit der Sprache und in ihre Poesie einzuweihen; bis sie groß werden und dann von selber es verstehen können. Gott führte mir zu den Rabbinen Salomon aus Dubno, um den einzigen Sohn, welcher mir damals übrigblieb (Gott möge sein Herz stärken zu seinem Dienst und seiner Ehrfurcht!), täglich eine Stunde in der hebräischen Grammatik zu unterrichten. Als dieser Rabbiner die Übersetzung der Thora in meinen Händen sah, fand sie Wohlgefallen in seinen Augen, und er hielt sie für angemessen. Er verlangte von mir, sie drucken zu lassen, zum Nutzen der Studierenden, denen Gott Fähigkeit für Sprache und Ausdruck verliehen hat. Ich willigte ein, aber unter der Bedingung, daß er selbst Augen und Herz darauf wendete und einen Kommentar in fließender Sprache anfertigte, worin von meiner Übersetzung Rechenschaft gegeben würde: wo ich z. B. die Meinung eines der älteren Kommentatoren der eines andern vorgezogen habe, oder wo

ich von den Erklärungen aller Kommentatoren abgewichen bin und meine eigene Erklärung an deren Stelle gesetzt habe. Er sollte auch über den Zusammenhang im Texte, über die Akzente u. dgl. sich aussprechen, nachdem er selbst darin geforscht und mit mir darüber Rücksprache genommen; wobei ich ihm aufrichtig versprach, ihm bei der Abfassung und Niederschreibung des Kommentars nach Kräften Beistand zu leisten. . . .

Psalmen.

Pf. 84.¹⁾

1. Dem Vorsänger auf der Githith; von den Nachkommen Korachs, ein Psalm.
2. Wie lieblich sind deine Wohnungen,
Ewiger! des Weltalls Herr!
3. Mein Herz verlangt, verschmachtet
Nach des Ewigen Vorhof,
Wo Geist und Fleisch dem Gott des Lebens jauchzen.
4. Der Vogel fand sein Haus; ein Nest sich die Schwalbe,
Ihre Jungen da zu legen,
Ich deine Altäre, Herr des Weltalls!
Mein König und mein Gott!

Chor:

5. „Heil den Bewohnern deines Tempels!
Sie preisen dich ohn' Unterlaß.“
6. Heil dem, der standhaft ist, durch dich!
dies macht in ihrem Sinn gebahnte Steige.
7. Sie wallen durchs dürre Baka-Tal,
und machen es zur Quelle;
Regenguß im Herbst ist ihnen segensreich.
8. So wallen sie von Kraft zu Kraft,
Erscheinen zu Zion vor Gott.

Eine Stimme:

9. Ewiger, Herr der Welt!
Höre mein Gebet!
Bernimm es, Jakobs Gott!

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 252.

10. Gott, unser Schild, schaue!
Sieh' auf deinen Gesalbten!
11. In deinem Vorhof ist ein Tag mir
Werter denn sonst tausend.
Lieber auf der Schwelle stehn
In meines Gottes Haus,
Als wohnen in rucklosen Hütten.
12. Denn Sonn' und Schild ist Gott, der Ewige;
Holdseligkeit und Ehr' gibt Gott,
Versagt kein Glück dem Redlichwandelnden.

Chor:

13. Ewiger, des Weltalls Herr!
Heil dem, der dir vertraut!

Pſ. 101.¹⁾

1. Psalm Davids.
Von Güte sing' ich, von gerechtem Wandel.
Dir weih' ich, Ewiger! mein Saitenspiel!
2. Ich denk' ihm nach, dem Wege der Vollendung;
Wie leb' ich, daß du zu mir kommest?
Ich will in Herzensunschuld wandeln,
Im Innern meines Hauses;
3. Vor meinen Augen dulden nichts,
Das niederträchtig ist.
(Verwildert Leben haßt' ich stets,
Dem hang' ich so nicht nach.)
4. Arglistige will ich entfernen,
Kein Böser sei mein Günstling.
5. Wer heimlich seinen Freund verleumbet,
Verwirket meine Gunst.
Wer trotzig schaut, wen Hochmut bläht,
Ist unerträglich mir.
6. Mein Auge sieht auf Redliche;
Die setz' ich neben mich.
Wer auf vollend'tem Wege wandelt,
Der soll mein Diener sein.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 275.

7. Den heg' ich nicht in meinem Hause,
Der Trug und Falschheit übt.
Nie soll gedeihen vor meinen Augen
Ein Mann, der gerne lügt.
 8. Mit jedem Morgen treib' ich aus
des Landes Bösewichter,
Verbanne aus der Stadt des Herrn
Die Übeltäter alle.
-

Ps. 139.¹⁾

1. Dem Vorsänger Davids, ein Psalm.
Herr! Du erforschest mich, und weißt;
2. Ich sitz', ich stehe auf: dir ist's bekannt;
Du prüffst von ferne, was ich denke;
3. Du hast mir Gang und Lager vorgemessen,
Und meine Wege alle angeführt.
4. Bevor ein Wort von meiner Zunge schwebt,
Hast du es, Herr! schon ganz gewußt.
5. Du hast mich um und um gebildet,
Hast deine Meisterhand an mich gelegt.
6. Solch' Wissen ist mir zu verborgen,
Zu hoch, daß ich's erreiche.
7. Wo soll ich hin vor deinem Geiste?
Wohin vor deinem Angesichte fliehn?
8. Stieg' ich die Himmel hinauf, so bist du da;
Und bettete ich mir die Unterwelt, so fänd' ich dich!
9. Schwümg' ich der Morgenröte Flügel,
Am Außersten des Meers zu ruhn;
10. Sie würd' auch dort mich leiten, deine Hand;
Auch dort ergriff' mich deine Rechte.
11. Und spräch' ich: Finsternis, bedecke mich!
So würd' selbst die Nacht um mich zum Lichte.
12. Finsternis verdunkelt nichts vor dir:
Nacht leuchtet gleich dem Tage,
Und Hell und Dunkel ist dir gleich;
13. Denn du hast meine Nieren innerlich gebaut,
Hast mich bedeckt in meiner Mutter Schoß.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 339.

14. (Ich danke dir, daß ich so wunderbar geschaffen!
Unbegreiflich wunderbar sind deine Werke;
Das erkennt meine Seele wohl.)
15. Dir ist unverhohlen mein innerstes Gebein,
Da im Verborgnen ich bereitet ward,
Gewebt im tiefsten Schoß der Erde.
16. Im Keime sahen mich deine Augen schon.
Aufgezeichnet sind in deinem Buche
Die Tage, die mir werden sollten,
Als keiner noch derselben war.
17. Begriffe, Gott! von dir umfaßt, wie unschätzbar sind sie mir!
Ihre Anzahl wie unendlich groß!
18. Zähl' ich? ihrer sind mehr als des Sandes.
Ich endige, und bleibe noch bei dir. —
19. Wenn ich dem Freuler fluche, töt' ihn Gott!
Wenn ich die Blutbegierigen verstoße,
20. (Die dich zu Bubenstücken nennen,
Bei deinem Namen Meineid schwören);
21. So hass' ich, Herr! ja deine Hasser,
Verabscheue die, so wider dich sich setzen.
22. Ich hasse sie mit unbegrenztem Hasse,
Als meine Feinde sind sie mir.
23. Erforsch' mich, Gott! erfahre mein Gemüt!
Prüfe meines Herzens Regung!
24. Erfahr', ob an mir sei ein Weg des Sammers;
Und leite mich den Weg zur Ewigkeit.
-

Kleinere Schriften.

Philosophische Gespräche.

M. kam im Kreise der Seinen immer wieder mit Vorliebe darauf zu sprechen, wie lebenswürdig und fein Lessing es angestellt, ihn zum Schriftsteller zu machen, ihn, den schlichternen Hauslehrer, in die deutsche Literatur einzuführen. Es war gegen Ende des Jahres 1754, als Lessing seinem Freunde eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen gab. M. brachte nach einiger Zeit das Buch wieder, und als Lessing ihn nach seinem Urteil fragte, versetzte er, es sei recht gut, aber so etwas könne er auch machen. „So?“ warf Lessing hastig hin, „nun, so machen Sie doch so etwas.“ Nach einigen Wochen überreichte ihm M. ein Manuskript mit der Bitte, es mild zu beurteilen. Monate vergingen jedoch, ohne daß Lessing der Arbeit Erwähnung tat. M. bereute schon, sie dem Freund übergeben zu haben, und fürchtete, er habe sie für so schlecht befunden, daß er aus Schonung diesen Punkt lieber gar nicht berühre. Als M. sich endlich ein Herz faßte und nach dem Schicksal seines totgeschwiegenen Manuskripts fragte, drückte ihm Lessing lächelnd nicht dieses, wohl aber ein Exemplar der gedruckten Schrift in die Hand. Die Arbeit hatte so sehr seinen Beifall gefunden, daß er sie ohne weiteres in die Druckerei getragen hatte.

Diese Erstlingschrift trug den Titel: „Philosophische Gespräche“. Mendelssohn legte hier die Resultate seines tiefen Eingehens auf Leibniz selbst — zu dem er, über die Wolffsche Schulphilosophie hinweg, zurückgegriffen hatte — in anmutiger Form nieder.

Aus dem zweiten Gespräch.¹⁾

Philopon:

Aber was bekümmern wir uns darum, ob die metaphysischen Unterredungen unter die galanten und neumodischen gehören? Genug, daß sie für uns ebensoviel Wichtigkeit als Anmut haben.

¹⁾ Gef. Schr., Bd. 1, S. 203.

Neophil:

Nur für uns? Diese Wichtigkeit und Anmut müssen die abstrakten Grundwahrheiten für alle denkenden Wesen haben; diejenigen Wahrheiten besonders, die in die Geisterlehre einschlagen. Zwar haben sie keinen unmittelbaren Einfluß auf das menschliche Leben; dennoch aber sind sie das Edelste und Würdigste unserer Erkenntnis, weil ihre Vorwürfe die edelsten und würdigsten sind.

Philopon:

Man muß es jegiger Zeit gänzlich vergessen haben, die Metaphysik von dieser Seite zu betrachten. Gott! in was für Verachtung schmachtet sie, die weiland Königin der Wissenschaften! Da sie vormals von den Deutschen so sehr erhoben worden ist, so erstaune ich und kann die Ursachen nicht finden, warum sie heutiges Tages so tief gesunken ist.

Neophil:

Nicht finden? Und also liegen sie wohl so verborgen, daß man nötig hat, sie zu suchen? Nein, liebster Freund, nein. Sie haben ohne Zweifel eine Quelle übersehen, aus der wir, leider! mehrere Uebel herleiten müssen. Ich meine unsere sklavische Nachäffung eines Volkes, das uns zu verführen gleichsam gemacht zu sein scheint. Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sah wohl, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sei; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke und übte den spöttischen Wig gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzlige Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les Dames, à la portée de tout le monde usw., und spotteten sehr wigig der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? sie, die gerne die Hälfte ihres Verstandes dahingeben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollten, daß sie zu leben wissen.

Philopon:

Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Wert erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nach-

barn vertauschen? Sie könnten sich ja wohl damit begnügen, daß sie größere und die Franzosen artigere Philosophen unter sich haben.

Neophil:

Gewiß! Leibniz, Wolf und verschiedene ihrer Nachfolger, zu welcher Vollkommenheit haben sie die Weltweisheit gebracht! Wie stolz kann Deutschland auf sie sein! Doch was hilft es, sich mehr zuzuschreiben, als recht ist? Lassen Sie uns immer gestehen, daß auch ein anderer als ein Deutscher, ich setze noch hinzu, daß auch ein anderer als ein Christ, daß Spinoza an der Verbesserung der Weltweisheit einen großen Anteil hat. Bevor der Übergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizianischen Weltweisheit geschehen konnte, mußte jemand in den dazwischenliegenden ungeheuern Abgrund stürzen. Dieses unglückliche Los traf Spinozen. Wie sehr ist sein Schicksal zu bedauern! Er war ein Opfer für den menschlichen Verstand; allein ein Opfer, das mit Blumen geziert zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Weltweisheit ihre Grenzen nimmermehr so weit ausdehnen können. . .

Briefe über die Empfindungen.

Als Lessing Berlin verließ, um nach Leipzig überzusiedeln, setzte M. sein philosophisches Stilleben fort. Besonders eifrig trieb er ästhetische Studien, deren liebliche Erstlingsfrucht seine „Briefe über die Empfindungen“ sind; sie erschienen gegen Ende des Jahres 1755. Die Leibniz-Wolffsche Schule hatte wie alle Lust, so auch die ästhetische, aus einer dunkeln, noch nicht entwickelten Vorstellung einer Vollkommenheit, also aus einem trüben Beisatz hergeleitet, der der menschlichen Seele eingemischt sei und aus ihr entfernt werden müsse. Nach dieser Annahme sank das Behagen am Schönen in der Natur und in den menschlichen Gebilden zu einem unreifen, verworrenen Seelenzustande herab, welcher vor der zur vollen Klarheit durchgedrungenen Erkenntnis vergehen müsse wie Gewölk vor dem siegreich hindurchbrechenden Sonnenlichte. Hierdurch war die Kunst als eine niedere Tätigkeit gebrandmarkt, jede ästhetische Regung herabgewürdigt. Mendelssohn brach entschieden mit dieser Auffassung und stellte den fruchtbaren Satz auf: daß die Lust am Schönen nicht auf ein unfertiges und eingeschränktes Wirken verschiedener Seelenkräfte zurückzuführen sei, sondern vielmehr frisch und unmittelbar aus der Anschauung als aus einer positiven Kraft der Seele hervorflicke.

Über die Empfindungen.

Fünfter Brief.¹⁾

Theokles an Euphranor.

Schönheit setzt Einheit im Mannigfaltigen voraus. Das Vergnügen, das daraus entsteht, beruht auf der Einschränkung unserer Seelenkräfte; findet bei Gott nicht statt. Vollkommenheit erfordert keine Einheit, sondern Übereinstimmung des Mannigfaltigen. Das Vergnügen, das daraus entsteht, gründet sich auf die positive Kraft unserer Seele, kommt Gott im höchsten Grade zu.

Du antwortest nicht, teuerster Jüngling! Wohl! ich nehme das Stillschweigen für ein Zeichen Deines Beifalls an und fahre in meinen Betrachtungen fort. Bisher haben wir alle Gegenstände des Vergnügens und der Gestalt der Schönheit betrachtet. Die Jugend ist gewohnt, alle ihre Lust der Schönheit zuzuschreiben. Allein nunmehr ist es Zeit, die Grenzen der Vollkommenheit und Schönheit zu trennen und beide in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Hier sind die Klippen, daran der Weltweise gescheitert, den ich in meinem vorigen Schreiben widerlegt habe. Er hat das auf die Vollkommenheit beziehen wollen, was nur von der Schönheit gilt.

Der Unterschied ist handgreiflich, Euphranor! Die Gleichheit, das Einerlei im Mannigfaltigen ist ein Eigentum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt, und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, so wünscht unsere Seele, mit Gemächlichkeit zu genießen. Die Sinne sollen begeistert sein, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten.

Der Entwurf eines Gebäudes ist schön, wenn das Ebenmaß in den Abteilungen und ihre Abwechselungen leicht zu fassen sind; und der gotische Geschmack ist unter andern Ursachen auch deswegen verwerflich, weil er die Mannigfaltigkeit in einer allzu verwickelten Ordnung anbringt.

Ein allzusehr durcheinander geschlungener Tanz mißfällt, weil wir die verschiedenen Züge und Linien, die auf dem Boden gezeichnet werden, nicht ohne Mühe auseinander wickeln können.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 1, S. 122.

Auch die Töne sind nur alsdann wohlklingend, wenn die Vebungen in der Luft ein leichtes Verhältnis miteinander haben.

Was folgt hieraus? Daß das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen, bloß unserm Unvermögen zuzuschreiben sei. Wir ermüden, wenn unsere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinandersetzen sollen. Wesen, die mit schärferen Sinnen begabt sind, müssen in unsern Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Er, der alles Mögliche auf einmal übersieht, muß die Einheit im Mannigfaltigen durchaus verwerfen. — — Verwerfen? Und so hat der Schöpfer keinen Gefallen an dem Schönen? So zieht er es nicht einmal dem Häßlichen vor? Ich behaupte: nein; und die Natur, das Werk seiner Hände, soll mir Zeugnis geben. Nur die äußere Gestalt der Dinge hat der Schöpfer mit sinnlicher Schönheit bedeckt. Diese sind bestimmt, auf die Sinne anderer Geschöpfe reizend zu wirken. Die Schönheit der menschlichen Bildung, die annehmlichen Farben, die gewundenen Züge, die in seinen Mienen bezaubern, sind nur der äußeren Schale eingeprägt. Sie gehen nicht weiter, als unsere Sinne reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen. Alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung ineinander verschlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse; lauter Mannigfaltigkeit, nirgends Einheit; lauter Beschäftigung, nirgends Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

Aber nein! Ich komme zu dir, der himmlischen, vortrefflichsten Vollkommenheit! Nicht, wie dich die Sinne fassen, wie dich die Vernunft begreift! Wahrer Endzweck der Schöpfung! Ratgeberin Gottes! Ich würde deine Göttlichkeit entweihen, wenn ich dir nur Vorzüge für eingeschränkte Wesen einräumen wollte. Nein! auch dem Unendlichen gefallen deine Vortrefflichkeiten. Du gewährest Mannigfaltigkeit, aber kein Einerlei in dem Mannigfaltigen, keine Leichtigkeit in der Beschäftigung. Diese geringeren Vorzüge überläßt du deiner sinnlichen Nachahmerin, der Schönheit, die sich bis zur Schwachheit der Irdischen herunterlassen mag. Du erforderst aber vernünftigen Zusammenhang, Übereinstimmung, Einhelligkeit. Aus einem gemeinschaftlichen Endzwecke soll sich begreifen lassen, warum das Mannigfaltige so und nicht anders nebeneinander ist. Du gewährest nicht nur Vorstellungen, sondern

auch verknüpfte und ineinander gegründete Vorstellungen. Nichts muß überflüssig, nichts mißhellig, nichts mangelhaft in deinen Bestimmungen sein. An diesen Merkmalen erkennt der Weltweise deine Gottheit, Mutter der himmlischen Liebe!

Und er muß sich hüten, diese himmlische Venus nicht mit der irdischen, mit der Schönheit, zu verwechseln. Diese beruht auf der Einschränkung, auf dem Unvermögen; aber das Gefallen an der Übereinstimmung des Mannigfaltigen gründet sich auf eine positive Kraft unserer Seele. Wenn es Wesen, die eine Vorstellungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen, so ist es auch vernünftigen Wesen eigentümlich, nach solchen Vorstellungen zu streben, die ineinander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widersprüche streiten ebensowohl wider die Natur und das ursprüngliche Bedürfnis aller denkenden Wesen, als der Mangel, der völlige Tod aller Vorstellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geister an sich ziehet; und so weit eine positive Kraft über ihre Einschränkung erhaben ist, so weit ist das Vergnügen der verständlichen Vollkommenheit über das Vergnügen der sinnlichen oder, wie wir sie nennen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg.

Der Unterschied ist leicht zu begreifen. Wenn Du die Zweigbäume in Deinem Obstgarten beschauest; wenn Du auf die Zweige, die sich in zirkelrunder Ordnung erheben, und auf die Krone, die in der Mitte stolz hervorragt, acht hast; so hast Du die sinnliche Schönheit der Bäume völlig inne; ihr Anblick gefällt Dir und reizt Deine sinnliche Empfindung. Mit dieser Schönheit ist zwar eine Art von Vollkommenheit verbunden; denn aus dem allgemeinen Plane der Schönheit läßt sich Grund angeben, warum die Zweige eben also geordnet sind. Allein der Zweck dieser Ordnung ist, die Sinne durch ein leichtes Verhältnis zu reizen; und die Vollkommenheit stützt sich auf Schönheit.

Nunmehr denke an die wahre Vollkommenheit der Bäume. Erwäge diese Blätter, diese Zweige, diese Knospen hier, jene Blüten dort; was für ein gemeinschaftlicher Endzweck verbindet sie? In welcher Verknüpfung stehen sie mit dem Baume, und durch ihn mit dem Ganzen? Hier wird Deine Seele von Wollust trunken, hier erlangst Du das anschauende Erkenntnis einer echten Vollkommenheit; ein Vergnügen, das sich nicht auf Deine Schwachheit, das sich

auf das vernünftige Bestreben nach ineinander gegründeten Vorstellungen stützt.

Da nun gewiß ist, daß Gott nichts ohne zureichenden Grund verstaten kann, so hat auch Gott Gefallen an Vorstellungen, die ineinander gegründet sind; so hat auch Gott Gefallen an der Vollkommenheit. Die Natur soll nicht aufhören, mein Zeuge zu sein. Die häßlichsten Gestalten, die die menschliche Haut bedeckt, die innersten, die kleinsten Teile der Schöpfung, dahin kein Auge bringt, hören nicht auf, vollkommen zu sein; hören nicht auf, in gegenseitiger Übereinstimmung so viel zum allgemeinen Endzwecke beizutragen, als sie vermögen; hören nicht auf, weder Überfluß noch Mangel zu dulden. Alles in der Natur zielt nach dem Zwecke; alles ist in allem gegründet, alles ist vollkommen.

Aus der Einleitung in die Ritualgesetze der Juden.¹⁾

Der Berliner Oberrabbiner Hirschel Lewin erhielt vom Hofe den Befehl, die Ritualgesetze der Juden, betr. Erbschaften, Testamente usw. in einen deutschen Auszug zu bringen und dem Königl. Justizdepartement zu überreichen, in der Absicht, solchen den Gerichtshöfen bei Entscheidungen von Streitfällen zwischen Juden zur Richtschnur vorzulegen. Der Rabbi übertrug diese Mühewaltung Moses Mendelssohn.

Die Gesetze und Religionsgebräuche der heutigen Juden gründen sich teils auf das schriftliche und teils auf das mündliche Gesetz. Das schriftliche Gesetz ist in den fünf Büchern Moses enthalten. Alle Verordnungen, die in denselben vorkommen, werden noch in den jetzigen Zeiten für verbindlich gehalten (nämlich in Absicht auf die Kinder der Israeliten, denen das Gesetz gegeben worden, d. i. in Absicht auf die heutigen Juden); diejenigen ausgenommen, die entweder auf das Gelobte Land, auf den Tempel und den Gottesdienst in demselben, oder auf das Hohe Gericht zu Jerusalem eine unmittelbare Beziehung haben; z. B. diejenigen göttlichen Verordnungen, welche den Landbau, die Abgaben von den Landfrüchten, die Opfer und die Reinigung betreffen; ferner die Leibes- und Lebensstrafen, Geißelzucht usw., welche alle seit der Zerstörung des Tempels und Aufhebung des Hohen Gerichts von selbst aufgehört haben. Alle übrigen in der Schrift vorkommenden Gesetze und Verordnungen werden von uns als Befehle Gottes für von immerwährender Verbindlichkeit gehalten.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 5.

Das mündliche Gesetz enthält:

1. Erklärungen und
2. nähere Bestimmungen der schriftlichen Gesetze, welche durch mündliche Überlieferung von Moses herrihren, oder
3. durch Argumentation, nach den durch Überlieferung festgesetzten Regeln der Schrifterklärung, herausgebracht wurden;
4. Sagen der Propheten und spätern Weisen der Nation, welche Schonungsgesetze genannt werden, wodurch man nämlich von den Verböten der Heiligen Schrift selbst in einiger Entfernung gehalten wird; und endlich
5. die von eben diesen großen Männern getroffenen Einrichtungen und festgesetzten Gebräuche, die von der gesamten Nation angenommen worden sind.

Alle diese Lehren und Verordnungen haben sich von Moses Zeiten an bloß durch mündlichen Unterricht und Überlieferung von Lehrer zu Schüler fortgepflanzt, ohne daß davon ein öffentliches Werk zum Vorschein gekommen wäre und bei der Nation Autorität erlangt hätte, bis um die Mitte des vierzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (oder des zweiten Jahrhunderts nach christlicher Zeitrechnung), zu den Zeiten des R. Jehuda hannasi. Dieser große Lehrer der Nation trug das Wichtigste von allen Traditionen bis auf seine Zeit, die Sprüche und Lehren der Weisen, ihre verschiedenen Meinungen und Urtheile, wo sie geteilt sind, zuweilen mit, zuweilen auch ohne Entscheidung usw., in sechs Bücher zusammen, die unter dem Namen der Mischna bekannt sind, und davon das erste Buch von den Gesetzen in bezug auf die Pflanzen und Früchte, das zweite von den Festtagen, das dritte von den Ehegesetzen und Gelübden, das vierte von Zivilgesetzen und deren Verwaltung, das fünfte von Heiligtümern und das sechste von Reinigungsgesetzen handelt.

Einige von seinen Schülern und Nachfolgern haben zwar noch andere Sammlungen von dieser Art veranstaltet; allein keine derselben hat solchen allgemeinen Beifall und die uneingeschränkte Autorität bei der ganzen jüdischen Nation erhalten, als die Mischna. Diese ward in allen Schulen gelehrt, in allen Gemeinden als das Hauptgesetz der Nation eingeführt; und die Bemühungen der Gelehrten gingen bloß dahin, dieselbe zu erklären, die der Kürze halber dunklen Stellen ins Licht zu setzen, anscheinende

Widersprüche zu heben, und Fälle, die in der Mischna nicht vorkommen, durch Argumentation aus derselben herzuleiten: woraus in den folgenden Zeiten, und zwar etwa fünfzig Jahre nachher, durch Rabbi Jochanan die jerusalemsche Gemara, zweihundert Jahre aber nach dem Beschlusse der Mischna, durch R. Abina und R. Aschi, die babylonische Gemara entstanden ist. Diese Sammler der Gemara haben nämlich, jener in der jerusalemschen und dieser in der babylonischen Schule, dasjenige in Ansehung der Rabbinen nach R. Jehuda hannasfs Zeiten getan, was er selbst in Absicht auf die Rabbinen geleistet, die vor seiner Zeit gelebt haben. Sie haben ihre Erklärungen der Mischna, ihre Lehren, Satzungen, verschiedenen Meinungen, Zweifel und Entscheidungsgründe nach Ordnung der Mischna zusammengetragen und bekanntgemacht. Die Mischna nebst der Gemara heißt der Talmud. Der babylonische Talmud ist um die Mitte des dreiundvierzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt beschlossen und von der gesamten Nation als die Quelle des mündlichen Gesetzes angenommen worden.

R. Moses Majemonssohn, der im fünfzigsten Jahrhundert nach Erschaffung der Welt (im zwölften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung) lebte, hat aus dem Talmud, mit Weglassung aller Streitigkeiten und Untersuchungen, bloß die Sätze ausgezogen, in ein zusammenhängendes System gebracht und unter dem Titel *Tab chasakah* ein vollständiges Gesetz- und Ritualbuch herausgegeben, das ungemeinen Beifall erhalten, aber auch manchen Widerspruch gefunden und daher nicht durchgehends die Autorität eines Gesetzbuches erlangt hat.

Das Werk, nach welchem sich die heutigen Juden sowohl in Zivil- als in Ritualsachen mehrertheils richten, ist der *Schulchan Aruch* des R. Joseph Caro, mit den Zusätzen des R. Moses Isserles, welches in dem vierundfünfzigsten Jahrhundert (im sechzehnten Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung) verfertigt worden ist. Dieses enthält bloß diejenigen Gesetze und Gebräuche, welche noch jetzt im Schwange sind, mit Hinweglassung der Ader-, Opfer- und Reinigungsgesetze u. a. m., die nach der Zerstörung des Tempels haben aufhören müssen; und besteht aus vier Theilen, wovon der erste, *Drach Chajim*, von Religionsgebräuchen; der zweite, *Joreh Deah*, vom Erlaubten und Verbotenen; der dritte, *Eben haeser*, von Ehesachen; und der vierte, *Choschen hammischat*, von Recht und Unrecht handelt.

Folgende Gesetze und Gebräuche der heutigen Juden: in Erbschaft-, Vormundschaft-, Testament- und Ehesachen, insoweit solche das Mein und Dein angehen, sind hauptsächlich aus diesem Schulchan Aruch, und zwar was Erbschaften, Vormundschaften und Testamente betrifft, aus dem vierten, die Ehesachen aber größtentheils aus dem dritten Teile, in einer zu unserer Absicht bequemen Ordnung, gezogen worden. Da indessen die Verfasser des Schulchan Aruch zwar als Männer von sehr erleuchteten Einsichten und heiligsten Sitten bei der Nation in großem Ansehen stehen, aber doch keine gesetzgebende Gewalt haben, auch nicht schlechterdings für unfehlbar gehalten werden; so können ihre Aussprüche und Entscheidungen zweifelhafter Sätze nur gültig sein, insoweit sie sich auf den Talmud selbst oder auf richtige Argumentation aus demselben gründen, oder wenigstens demselben nicht zuwider sind. Wenn aber spätere Lehrer des Rechts in ihren Schriften zuweilen nötig gefunden, von den Dezfitionen des Schulchan Aruch usw. abzugehen und ihre Behauptungen durch triftige Gründe aus dem Talmud dargetan haben; so hat auch der Gebrauch sich nach ihnen lenken und von dem Schulchan Aruch abweichen müssen; daher bei Verfertigung dieser Ritualgebräuche, außer dem Schulchan Aruch noch viele andere, spätere Rabbinen haben zu Rate gezogen, die in zweifelhaften Fällen allezeit auf die Quellen selbst, nämlich auf den Talmud und die Kommentatoren desselben, hat Rücksicht genommen werden müssen. . . .

Aus den „Anmerkungen zu M.s Briefwechsel mit Abbt.“¹⁾

(Über die Bestimmung des Menschen.)

Ich würde also die Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen mit folgenden Gedanken beschließen: Was soll ich nun von meiner Bestimmung denken? — Zuwörderst anbeten und wohlthun! — Dies kann ich erkennen: daß ich nach Glückseligkeit streben muß, und daß ohne Wohlwollen und Wohlthun Gott selbst nicht glücklich, mit Wohlwollen aber das geringste Geschöpf nicht ganz elend sein kann. Welchen Teil der Schöpfung ich ausmache, wie weit ich und meine Gattung in der Berechnung des Ganzen gekommen, kann ich zwar so eigentlich nicht bestimmen; aber so viel leuchtet mir ein: ich gehöre

¹⁾ Ann. r, Ges. Schr., Bd. 5, S. 384.

zur Masse derjenigen Wesen, die anbeten und wohlthun sollen und anbeten und wohlwollen können, die also in dem Plane des großen Weltalls nicht bloß Mittel zu höheren Absichten, sondern selbst Absicht, und zwar letzte und höchste Absicht sein müssen. Ich kann also mein ganzes Gemüth immer mehr und mehr mit der trostvollen, alles versüßenden Vorstellung erfüllen, daß ich noch in einem andern Zustande zu leben habe, in welchem ich mit vermehrter Kraft anbeten und wohlthun werde, in welchem ich die große Wahrheit in einem hellern Lichte erblicken werde: daß Wohlwollen Glückseligkeit sei, und daß ich selbst desto glückseliger werde, je mehr Glückseligkeit ich hervorbringe, je mehr ich Ordnung und Eintracht, Frohsinn und Genuß, Weisheit und Tugend in der Schöpfung zu befördern suche. Diese Erwartung stimmt mit der Natur der Dinge und der meinigen sowohl als mit der gütigen Regierung der höchsten Weisheit auf das genaueste zusammen und kann weder trügen noch täuschen. Zwar kann ich mir nicht schmeicheln, meine Torheiten und meine Klagen, die mich hinwieder zuweilen unglücklich machen, in jenem Leben ganz abzulegen, völlig von ihnen befreiet zu werden. Ich werde auch dort meiner Empfindung nach zuweilen die Ordnung vermissen, welche mein allgütiger Vater in dem mir unübersehbaren Weltall zum Augenmerk gehabt; auch dort noch zuweilen leiden, damit andere desto glückseliger werden; auch dort noch öfters Torheiten beginnen, weil sie mir Weisheit zu sein dünkt. Ich werde mich nie mit der Quelle der Vollkommenheit ganz vereinigen, nie die ganze Wollust richtiger Gesinnungen unvermischt und ungestört genießen können, Aber ich werde meinem großen Ziele doch immer näher kömmen. Ich werde immer mehr und mehr einsehen und empfinden, daß ich zum Besten anderer nie leiden kann, ohne selbst besser zu werden und meinen innern Zustand zu vervollkommen; immer mehr und mehr einsehen und empfinden lernen, daß meine Weisheit Torheit sei, so oft sie etwas anderes will, als die allerweiseste Vorsehung hat geschehen lassen; einsehen und empfinden lernen, daß ich und alle Geschöpfe meiner Gattung von unserm Urheber einzig und allein berufen und gewidmet sind, rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glückselig zu sein; berufen und gewidmet sind, nach Wahrheit zu forschen, Schönheit zu lieben, Gutes zu wollen und das Beste zu tun; berufen und gewidmet sind, anzubeten und wohlzutun!

Aus den „Literaturbriefen“.

(Aus der Besprechung einer Mischna=Übersetzung von Rabe.)¹⁾

... Der Talmud ist der Inbegriff aller unserer Gesetze, Sitten und Gebräuche, unserer Glaubenslehre und unserer Weisheit. Sie werden über diese Beschreibung vielleicht lachen, vielleicht auch sich verwundern. Ich weiß, was für einen armseligen Begriff sich die Weisesten unter Ihrem Volke von unserm Wissen zu machen pflegen; und da unsere Sache niemals Verteidiger gefunden, so hat ihnen ein jeder einbilden können, was er uns entweder aus Unwissenheit oder aus unlöblichen Absichten hat aufbürden wollen. Wie viel Verspottung, unbillige Verachtung und Nationalhaß haben diese unseligen Vorurteile nicht zuwege gebracht! und wollte Gott, sie hätten nur keine blutigen Verfolgungen nach sich gezogen! — Jedoch ich will Sie und mich mit diesen traurigen Erinnerungen verschonen. Es war ein Unglück für uns, daß sich unsere Gelehrten nie darum bekümmerten, was man in anderen Sprachen zu ihrem Nachtheile geschrieben; und wenn sie sich auch darum bekümmerten, so verstanden sie doch die Sprachen nicht, in welchen sie sich hätten verteidigen müssen. „Stehen auch die Märchen nicht wirklich in dem Talmud, die man uns daraus übersetzt hat?“ Die mehrsten befinden sich wirklich darin. „Was kann aber in einem Buche Vernünftiges sein, in welchem solche abenteuerliche und abgeschmackte Dinge vorkommen?“ Wir schließen gerade umgekehrt; die Dinge, die dem ersten Anblicke nach ungereimt scheinen sollten, machen etwa den zwanzigsten Teil des Talmuds aus. Im übrigen enthält er nichts als gründliche Abhandlungen und Betrachtungen über unsere Rechte, unsern Gottesdienst und andere Gebote des Alten Testaments. Sollten wir also glauben, daß Leute, die so viel Proben von ihrer Weisheit abgelegt, auf einmal allen Menschenverstand verloren haben und auf Dinge verfallen sein sollen, die sich kein Kind weismachen läßt? Ist es nicht vernünftiger, diese wenigen Stellen, die uns anstößig scheinen, für allegorische Vorstellungen solcher Wahrheiten zu halten, die man zu alten Zeiten dem Volke mit Fleiß zu verbergen und nur Leuten von mehrerem Nachdenken zu verstehen zu geben gewohnt war? Wir glauben hiervon überzeugt zu sein und haben auch schon wirklich den Sinn von einigen rätselhaften Stellen her-

¹⁾ Ges. Schr., Bd. IV¹, S. 529.

ausgebracht. Die wir nicht erklären können, betrachten wir mit einem ehrfurchtsvollen Stillschweigen und gestehen unsere Unwissenheit.

Indessen sind diese Allegorien selbst, in welche sie die Wahrheit eingehüllt, nicht alle so widersinnig, als man glaubt. Öfters enthält auch ihr planer Sinn sehr gute Sittenlehren, die heilsam und ersprießlich sein können. Unsere Lehrer haben hierin die Natur nachgeahmt. Sie bekleidet öfters die Früchte mit äußeren Schalen, die an und für sich selbst schmackhaft und köstlich sind; nicht selten aber umhüllt sie den zarten Kern mit einer ungenießbaren Schale, damit man, ohne bei derselben sich aufzuhalten, sogleich den köstlichen Kern suchen möge. . . .

Über das Lustspiel „Die Juden“ von Lessing.¹⁾

(Aus Lessings „Theater-Bibliothek“.)

(Lessing:) Ich bin schon allmählich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben ebensowohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumstreift. —

Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugnis eines eben so wichtigen als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der göttlichen Erinnerung an einen Freund in seinem Volke,²⁾ der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. — Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erfindung von mir halten wird; allein ich erbote mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authentizität desselben zu überzeugen. Hier ist er.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 3, S. 476.

²⁾ An den Arzt Dr. Gumperz.

Mein Herr!

Ich überschicke Ihnen hier das 70. Stück der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“. Lesen Sie den Artikel von Berlin. Die Herren Anzeiger rezensieren den 4. Teil der Lessingschen Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, daß sie an dem Lustspiel „Die Juden“ aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmütig ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unserer Seele nichts als der bloße Wunsch für sein Dasein übrig. Diese Gedanken machten mich schamrot. Ich bin nicht imstande, alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurteilung; von diesen vermutete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutraute, als er von andern fordert.

In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufzuweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der „Juden“ ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden?

Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzuspochen.

Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Rezensenten dabei? Ihre Kritik bleibt dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wann ich ihn von dieser Seite betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie sein. Soll nun der Charakter eines hochmütigen Bürgers, der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht sein, als eines Juden, der großmütig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stückes beiwohnen; er wird gewiß während des ganzen Stückes vor Langesweile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bei sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüt, das von Vorurteilen gereinigt ist.

Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Lessingschen Schauspiel seinen Wert entziehen wollte; keineswegs! Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt, und insbesondere, wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermutete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer tun. Und insoweit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß.

Sollte diese Rezension, diese grausame Seelenverdammung, nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu tun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte.

Was können uns unsere strengen Beurteiler, die nicht selten ihre Urteile mit Blut versiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen

jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deswegen aufhören, wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es getan, muß er sich notwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zu voraus, wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden.

Wie aber, soll dieses unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüt sich gleichsam bilden sollte? Welche Beleidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgeteilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!

Wer Sie näher kennt, teuerster Freund, und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung, emporschwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausbreiten, Geist und Herz bessern, und sich zu dem Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob Sie, großmütiger Freund, nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja, ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemütern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundre.

Überhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie vor einer Mordtat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinen Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont, so ist Niederträchtigkeit eine Tugend.

Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Armen genannt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich und hindert beinahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildtätigkeit ist beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweiften, auf der guten Seite ausschweiften!

Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderungswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die „Göttingschen Anzeigen“ zu widerlegen; und ich bedauere den, der eine so allgemeine Beurteilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin usw.

Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich.¹⁾

Lavater, ein junger reformierter Geistlicher aus Zürich, welcher M. von ganzem Herzen liebte und verehrte, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der von ganz Deutschland bewunderte Mann angeblich aus voller Überzeugung „im jüdischen Aberglauben“ verharren sollte. Er druckte darum der Einleitung zu der Übersetzung der Schrift des Genfer Professors Bonnet „Untersuchung der Beweise für das Christentum“ eine Zueignung an M. vor, in welcher er ihn vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise beschwört, „diese Schrift zu widerlegen oder, wenn er die Beweise richtig finde, zu tun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit zu tun gebieten, was ein Sokrates getan, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderruflich gefunden hätte“, d. h. die Religion seiner Väter zu verlassen und sich zu derjenigen zu bekennen, welche Bonnet verteidigte.

Verehrungswerter Menschenfreund!

Sie haben für gut befunden, des Herrn Bonnets „Untersuchung der Beweise für das Christentum“, die Sie aus dem Französischen übersezt, mir zuzueignen und in der Zuschrift mich vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise zu beschwören: „diese Schrift zu widerlegen, wofern ich die wesentlichen Argumentationen, womit die Tatsachen des Christentums unterstützt sind, nicht

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 3, S. 37.

richtig finde; dafern ich aber dieselbe richtig finde, zu tun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich tun heißen, — was ein Sokrates getan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte"; d. i. die Religion meiner Väter zu verlassen und mich zu derjenigen zu bekennen, die Herr Bonnet verteidigt. Denn sicherlich, wenn ich auch sonst kriechend genug dächte, die Klugheit der Wahrheitsliebe und Redlichkeit das Gegengewicht halten zu lassen, so würde ich sie doch hier in diesem Falle alle drei in derselben Schale antreffen.

Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere als liebevolle, menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Ich würde keines rechtschaffenen Mannes Achtung würdig sein, wenn ich die freundschaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuschrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiderte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung.

Da Sie sich der vertraulichen Unterredung noch erinnern, die ich das Vergnügen gehabt, mit Ihnen und Ihren würdigen Freunden auf meiner Stube zu halten, so können Sie unmöglich vergessen haben, wie oft ich das Gespräch von Religionsfachen ab und auf gleichgültigere Materien zu lenken gesucht habe; wie sehr Sie und Ihre Freunde in mich dringen mußten, bevor ich es wagte, in einer Angelegenheit, die dem Herzen so wichtig ist, meine Gesinnung zu äußern. Wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorkommen würden, niemals öffentlich Gebrauch gemacht werden sollte. — Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Übertretung dieses Verbrechens schuld geben. — Wenn ich auf meiner Stube, unter einer geringen Anzahl würdiger Männer, von deren guten Gesinnungen ich Ursache hatte versichert zu sein, einer Erklärung so sorgfältig auszuweichen suchte, so war leicht zu erachten, daß eine öffentliche meiner Gemüthsart äußerst zuwider sein würde, und daß ich in Verlegenheit geraten mußte, wenn die Stimme, die mich dazu auffordert, mir nicht verächtlich sein kann. Was hat Sie also bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen? — Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung

einer bloßen Furchtsamkeit oder Schüchternheit zugeschrieben haben, verdient eine solche Schwachheit nicht die Nachsicht und die Ver-schonung eines jeden liebevollen Herzens?

Allein die Bedenklichkeit, mich in Religionsstreitigkeiten ein-zulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit ge-wesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. Die Pflicht, meine Mei-nungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich, von früher Jugend an, meine Ruh- und Er-holungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften ge-widmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so nötigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungs-gründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den minde-sten zeitlichen Vorteil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? — O, mein wert-geschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glau-bensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Übung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. — Ich ver-meide auch über diesen Punkt eine nähere Erklärung. Wer die Verfassung kennt, in welcher wir uns befinden, und ein mensch-liches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortelle meiner Religion ausgefallen, so hätte sie notwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahr-heit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchung mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer anderen überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Überzeugung zum Troß, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in die-sem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit nicht denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit rät, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? — Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn? Trägheit? Unhänglichkeit an gewohnte Begriffe? — Da ich den größten Teil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Überlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchungen aufzuopfern.

Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Überzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Überzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen. Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die, leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschenakungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abzuwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie oder Herr Bonnet nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Erschöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, solange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt. Die Entferntheit von ihrer Religion, die ich Ihnen und Ihren Freunden zu erkennen gegeben, hat seit der Zeit nichts abgenommen, und die Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters? — Sie hätten die Bedingungen nicht verschweigen sollen, die ich ausdrücklich hinzugetan habe, so hätte ich auch diese noch jezo einräumen können. Man muß gewisse Untersuchungen irgendeinmal in seinem Leben geendigt haben, um weiter zu gehen. Ich darf sagen, daß dieses in Absicht auf die Religion schon seit etlichen Jahren von mir geschehen ist. Ich habe gelesen, verglichen, nachgedacht und Partei ergriffen.

Und gleichwohl hätte meinerwegen das Judentum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest noch kennt, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judentum machen mögen. Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können. Meine Religion, meine Philosophie und mein Stand im bürgerlichen Leben geben mir die wichtigsten Gründe an die Hand, alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden und in öffentlichen Schriften nur von den Wahrheiten zu sprechen, die allen Religionen gleich wichtig sein müssen.

Nach den Grundsätzen meiner Religion soll ich niemand, der nicht nach unserm Gesez geboren ist, zu bekehren suchen. Dieser Geist der Bekehrung, dessen Ursprung einige so gern der jüdischen Religion aufbürden möchten, ist derselben gleichwohl schnurstracks zuwider. Alle unsere Rabbinen lehren einmütig, daß die schriftlichen und mündlichen Geseze, in welchen unsere geoffenbarte Religion besteht, nur für unsere Nation verbindlich seien. Mose hat uns das Gesez geboten, es ist ein Erbteil der Gemeinde Jakob. Alle übrigen Völker der Erde, glauben wir, seien von Gott angewiesen worden, sich an das Gesez der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten. Die ihren Lebenswandel nach den Gesezen dieser Religion der Natur und der Vernunft einrichten, werden tugendhafte Männer von anderen Nationen genennet, und diese sind Kinder der ewigen Seligkeit.

Unsere Rabbinen sind so weit von aller Bekehrungssucht entfernt, daß sie uns sogar vorschreiben, einen jeden, der sich von selbst anbietet, durch ernsthafte Gegenvorstellungen von seinem Vorsatz abzuführen. Wir sollen ihm zu bedenken geben, daß er sich durch diesen Schritt, ohne Not, einer sehr beschwerlichen Last unterziehe, daß er in seinem jetzigen Zustande nur die Pflichten der Noachiden zu beobachten habe, um selig zu werden; sobald er aber die Religion der Juden annehme, so unterzöge er sich freiwillig allen strengen Gesezen des Glaubens, und alsdann müsse er sie beobachten, oder der Strafen gewärtig sein, die der Gesezgeber mit derselben Ubertretung verbunden hat. Endlich sollen

wir ihm auch das Elend, die Bedrängnis und die Verachtung getreulich vorstellen, in welcher die Nation gegenwärtig lebet, um ihn von einem vielleicht übereilten Schritte abzuhalten, den er in der Folge bedauern könnte.

Die Religion meiner Väter will also nicht ausgebreitet sein.¹⁾ Wir sollen nicht Missionen nach beiden Indien oder nach Grönland senden, um diesen entfernten Völkern unsere Religion zu predigen. Das letztere insbesondere, das nach den Beschreibungen, die man von ihm hat, das Gesetz der Natur, leider! besser beobachtet als wir, ist, nach unseren Religionslehren, ein beneidenswertes Volk. Wer nach unserem Gesetze nicht geboren ist, darf auch nicht nach unserem Gesetze leben. Uns allein halten wir für verbunden, diese Gesetze zu beobachten, und dieses kann unsern Nebenmenschen kein Argernis geben. Man findet unsere Meinungen ungereimt? Es ist unnötig, darüber Streit zu erregen. Wir handeln nach unserer Überzeugung, und andere mögen die Gültigkeit der Gesetze immer in Zweifel ziehen, die ihnen, nach unserem eigenen Geständnisse, nicht obliegen. Ob jene billig, verträglich, menschenfreundlich handeln, daß sie unsere Gesetze und Gebräuche so sehr verspotten, können wir ihrem eigenen Gewissen anheimstellen. Sobald wir andere von unserer Meinung nicht überführen wollen, so ist das Streiten unnütz.

Wenn unter meinen Zeitgenossen ein Confucius oder Solon lebte, so könnte ich, nach den Grundsätzen meiner Religion, den großen Mann lieben und bewundern, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, einen Confucius oder Solon bekehren zu wollen. Bekehren? wozu? Da er nicht zu der Gemeinde Jakobs gehört, so verbinden ihn meine Religionsgesetze nicht, und über die Lehren wollten wir uns bald einverstehen. Ob ich glaubte, daß er selig werden könnte? — O! mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Kollegium zu fürchten, das mich dieser Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könne.

Ich habe das Glück, so manchen vortrefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Wir lieben uns aufrichtig, ob wir gleich vermuten und voraussetzen, daß wir in Glaubenssachen ganz verschiedener Meinung sind. Ich ge-

¹⁾ Siehe auch den Brief S. 109.

nieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die schöne Seele! Wer da glaubet, daß außerhalb seiner Kirche keine Seligkeit zu finden sei, dem müssen dergleichen Seufzer gar oft in der Brust aufsteigen.

Es ist zwar die natürliche Verbindlichkeit eines jeden Sterblichen, Erkenntnis und Tugend unter seinen Nebenmenschen auszubreiten und die Vorurteile und Irrtümer derselben nach Vermögen zu vertilgen. In dieser Betrachtung, könnte man glauben, sei es die Schuldigkeit eines jeden Menschen, die Religionsmeinungen, die er für irrig hält, öffentlich zu bestreiten. Allein nicht alle Vorurteile sind von gleicher Schädlichkeit, und daher müssen auch nicht alle Vorurteile, die wir bei unseren Nebenmenschen wahrzunehmen glauben, auf einerlei Weise behandelt werden. Einige sind der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unmittelbar zuwider. Ihr Einfluß auf die Sitten der Menschen ist offenbar verderblich, und man hat auch nicht einmal einen zufälligen Nutzen von ihnen zu erwarten. Diese müssen von jedem Menschenfreunde geradezu angegriffen werden. Der gerade Weg, auf sie loszugehen, ist unstreitig der beste, und jede Verzögerung durch Umwege unverantwortlich. Von dieser Art sind alle Irrtümer und Vorurteile der Menschen, die ihre eigene und ihrer Nebenmenschen Ruhe und Zufriedenheit stören und jeden Keim des Wahren und Guten in dem Menschen töten, bevor er zum Ausbruche kommen kann. Von der einen Seite Fanatismus, Menschenhaß, Verfolgungsgeist, und von der anderen Seite Leichtsin, Appigkeit und unsittliche Freigeisterei.

Zuweilen gehören aber die Meinungen meiner Nebenmenschen, die ich nach meiner Überzeugung für Irrtümer halte, zu den höheren theoretischen Grundsätzen, die von den praktischen zu weit entfernt sind, um unmittelbar schädlich zu sein; sie machen aber, eben ihrer Allgemeinheit wegen, die Grundlage aus, auf welcher das Volk, welches sie hegt, das System seiner Sittenlehre und Geselligkeit aufgeführt hat und sind also zufälligerweise diesem Teile des menschlichen Geschlechts von großer Wichtigkeit geworden. Solche Lehrsätze öffentlich bestreiten, weil sie uns Vorurteile dünken, heißt, ohne das Gebäude zu unterstützen, den Grund durchwühlen, um zu untersuchen, ob er fest und sicher ist. Wer mehr für das Wohl der Menschen als für seinen eigenen Ruhm sorgt, wird über Vorurteile von dieser Art seine Meinung zurück-

halten, sich hüten, sie geradezu und ohne die größte Behutsamkeit anzugreifen, um nicht ein ihm verdächtiges Prinzipium der Sittlichkeit umzustößen, bevor seine Nebenmenschen das Wahre angenommen, das er an die Stelle setzen will.

Ich kann also gar wohl bei meinen Mitbürgern Nationalvorteile und irrige Religionsmeinungen zu erkennen glauben und dennoch verbunden sein zu schweigen, wenn diese Irrtümer weder die natürliche Religion noch das natürliche Gesetz unmittelbar zugrunde richten und vielmehr zufälligerweise mit der Beförderung des Guten verknüpft sind. Es ist wahr, die Sittlichkeit unserer Handlungen verdienet diesen Namen kaum, wenn sie auf Irrtum gegründet ist, und die Beförderung des Guten muß allezeit von der Wahrheit, wenn sie erkannt wird, weit besser und sicherer erhalten werden können als von dem Vorurteil. Allein, solange sie nicht erkannt wird, solange sie nicht einmal national geworden ist, um auf den großen Haufen so mächtig wirken zu können als das eingewurzelte Vorurteil, muß dieses einem jeden Freunde der Tugend beinahe heilig sein.

Man ist zu dieser Bescheidenheit um so viel mehr verbunden, wenn die Nation, welche nach unserer Meinung dergleichen Irrtümer heget, sich übrigens durch Tugend und Weisheit verehrens-wert gemacht hat und eine Menge großer Männer unter sich zählt, die Wohltäter des menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdienen. Ein so edler Teil der Menschheit muß auch da, wo ihm etwas Menschliches begegnet, mit Ehrfurcht verschont werden. Wer darf sich erkühnen, die Vortrefflichkeiten einer so erhabenen Nation aus den Augen zu setzen, um sie da anzugreifen, wo er eine Schwäche bemerkt zu haben glaubt?

Dieses sind die Bewegungsgründe, die mir meine Religion und meine Philosophie an die Hand geben, Religionsstreitigkeiten sorgfältig zu vermeiden. Setzen Sie die häusliche Verfassung hinzu, in welcher ich unter meinen Nebenmenschen lebe, so werden Sie mich vollkommen rechtfertigen. Ich bin ein Mitglied eines unterdrückten Volkes, das von dem Wohlwollen der herrschenden Nation Schutz und Schirm erstehen muß und solchen nicht allenthalben und nirgends ohne gewisse Einschränkungen erhält. Freiheiten, die jedem anderen Menschenkinde nachgelassen werden, versagen sich meine Glaubensgenossen gerne und sind zufrieden, wenn sie geduldet und geschützt werden. Sie müssen es der Nation, die sie unter erträglichen Bedingungen aufnimmt, für keine ge-

ringe Wohlthat anrechnen, da ihnen in manchen Staaten sogar der Aufenthalt versagt wird. Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen! Welche Erkenntlichkeiten sind meine Glaubensbrüder also nicht der herrschenden Nation schuldig, die sie in die allgemeine Menschenliebe mit einschließt und sie ungehindert den Allmächtigen nach ihrer Väter Weise anbeten läßt? Sie genießen in dem Staate, in welchem ich lebe, hierin die anständigste Freiheit, und ihre Mitglieder sollten sich nicht scheuen, die Religion des herrschenden Theiles zu bestreiten, d. h. ihre Beschützer von der Seite anzufallen, die tugendhaften Menschen die empfindlichste sein muß?

Nach diesen Grundsätzen war ich entschlossen, jederzeit zu handeln und ihnen zufolge Religionsstreitigkeiten mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden, wenn nicht eine außerordentliche Veranlassung mich nötigen würde, meinen Vorsatz zu ändern. Privatauforderungen von verehrungswürdigen Männern bin ich kühn genug gewesen, mit Stillschweigen zu übergehen, und die Zunötigung kleiner Geister, die geglaubt haben, mich meiner Religion halber öffentlich antasten zu dürfen, habe ich geglaubt, verachten zu dürfen. Allein die feierliche Beschwörung eines Lavater nötiget mich wenigstens, meine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständnis halten möge.

Ich habe die Bonnetsche, von Ihnen übersetzte Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen. Ob ich überzeugt worden sei, ist nach dem, was ich vorhin erklärt habe, wohl die Frage nicht mehr. Aber ich muß gestehen, auch in ihrer Art, als Verteidigung der christlichen Religion, hat sie mir den Wert nicht zu haben geschienen, den Sie darauf setzen. Ich kenne Herrn Bonnet aus anderen Werken als einen vortrefflichen Schriftsteller, aber ich habe so manche Verteidigung derselben Religion, ich will nicht sagen von Engländern, von unseren deutschen Landsleuten gelesen, die mir weit gründlicher und philosophischer erschienen als diese Bonnetsche, die Sie mir zu meiner Bekehrung empfehlen. Wenn ich nicht irre, so sind sogar die meisten philosophischen Hypothesen dieses Schriftstellers auf deutschem Grund und Boden gewachsen, und der Verfasser des Essai de Psychologie selbst, dem Herr Bonnet so treulich nachfolgt, hat deutschen Weltweisen beinahe alles zu ver-

danken. Wo es auf philosophische Grundsätze ankommt, darf der Deutsche selten von seinen Nachbarn borgen.

Noch sind die allgemeinen Betrachtungen, die Herr Bonnet vorausschickt, meiner Ansicht nach, der gründlichste Teil dieses Werkes. Denn die Anwendung und der Gebrauch, den er davon zur Verteidigung seiner Religion macht, hat mir so unstatthaft, so willkürlich geschienen, daß ich einen Bonnet beinahe ganz darinnen verkannt habe. Es ist mir unangenehm, daß mein Urteil von dem Ihrigen so verschieden ausfallen muß. Mir kommt es vor, als wenn die innere Überzeugung des Herrn Bonnet und ein löblicher Eifer für seine Religion den Beweisgründen Gewicht zugelegt hätte, das ein anderer nicht darin finden kann. Seine neuesten Schlußsätze scheinen mir so wenig aus den Vorderätzen zu folgen, daß ich mir getrauen wollte, welche Religion man will, mit denselben Gründen zu verteidigen. Dem Verfasser selbst ist dieses vielleicht nicht zur Last zu legen. Er kann nur für solche Leser geschrieben haben, die, wie er, überzeugt sind und nur lesen, um sich in ihrem Glauben zu bestärken. Wenn Schriftsteller und Leser erst über das Resultat einig sind, so vertragen sie sich gar bald über die Gründe. Aber auf Sie, mein Herr, fällt billig meine Verwunderung, daß Sie diese Schrift für hinlänglich halten, einen Menschen zu überführen, der, seinen Grundsätzen nach, vom Gegenteile eingenommen sein muß. Sie können sich unmöglich in die Gedanken eines solchen versetzt haben, der die Überzeugung nicht mitbringt, sondern in diesen Werken erst suchen soll. Haben Sie aber dieses getan und glauben dennoch, wie Sie zu verstehen geben, daß ein Sokrates selbst die Beweisgründe des Herrn Bonnet unwiderleglich finden müsse, so ist einer von uns sicherlich ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurteile und der Erziehung, selbst über solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen.

Ich habe Ihnen nunmehr die Gründe angezeigt, warum ich so sehr wünsche, niemals über Religionsfachen zu streiten; ich habe Ihnen aber auch zu erkennen gegeben, daß ich gar wohl glaube, der Bonnetschen Schrift etwas entgegenzusetzen zu können. Wenn darauf gedrungen wird, so muß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen setzen und mich entschließen, in Gegenbetrachtungen meiner Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm verteidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses Schrittes überheben und lieber zugeben wer-

den, daß ich in die friedsame Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Wenn Sie sich an meine Stelle setzen und die Umstände nicht aus Ihrem Gesichtspunkte, sondern aus dem meinigen betrachten, so werden Sie meiner Neigung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich möchte nicht gerne in Versuchung kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Verehrer
Moses Mendelssohn.

Berlin,

d. 12. Dezbr. 1769.

Ermahnungsformel, welche der Rabbiner oder die Gerichtsperson den schwörenden Juden vor Ableistung des Eides vorsagen muß.¹⁾

1782 erhielt der Mitarbeiter an dem Entwurf zum allgemeinen Landrecht, Assistenzrat Klein, den Auftrag, über die bei dem Eide der Juden zu beobachtenden Formalitäten zu berichten. Klein stattete seinen Bericht am 7. Juni 1782 ab. Er sagte darin, daß er sich deshalb mit dem berühmten M. zusammengetan habe und fügte dessen Gutachten bei, welches die folgende Vermahnung enthält.²⁾

Ein jeder gläubige Israelit ist schuldig, der Obrigkeit, sie sei jüdisch oder christlich, bei Rechtsstreitigkeiten die Wahrheit zu gestehen und solche, auf ihr Begehren, mit einem Eide zu bekräftigen. Ein von der christlichen Obrigkeit geforderter Eid ist also nach der Lehre der Rabbinen für keinen unrechtmäßigen, gezwungenen Eid zu achten. Wer daher die christliche Obrigkeit durch einen falschen Eid hintergeht oder dabei etwas anderes denkt, als er sagt, der entheiligt den Namen Gottes und begeht einen Meineid.

Der Meineid ist das schrecklichste Verbrechen, dessen sich der Mensch schuldig machen kann. Die ganze sittliche Welt beruht (wie die Rabbinen sagen) auf Recht, Wahrheit und Frieden. Ungerechtigkeiten und Lügen sind also schon an sich höchst strafbare Verbrechen, indem sie die Zerrüttung der sittlichen Welt zur Folge

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 405.

²⁾ Vergleiche hierzu auch die Briefe an den Assistenzrat Klein S. 112 u. 113.

haben. Bei einem Meineid kommt aber noch der Frevel hinzu, daß der Meineidige den Gott der Wahrheit zum Zeugen der Unwahrheit und den Gott der Gerechtigkeit selbst zur Bestrafung der Ungerechtigkeit auffordert, und also den Namen des Allerheiligsten bei einer sehr schändlichen That mißbraucht; daher auch die ganze Welt erschüttert worden, als der Gott unserer Väter auf dem Berge Sinai die Worte hat hören lassen: „Du sollst den Namen des Ewigen, deines Gottes, nicht bei einer Unwahrheit mißbrauchen.“

Wenn jeder andere Verbrecher durch Buße und Sinnesänderung von der Strafe Gottes sich befreien kann, so kann doch der Meineidige durch die stärkste Buße, ohne hinlänglichen Ersatz, keine Vergebung erhoffen, denn es heißt ausdrücklich: Der Ewige, dein Gott, wird denjenigen nicht ungestraft lassen, der seinen Namen bei einer Unwahrheit mißbraucht. Bei einem jeden anderen Verbrechen trifft die Strafe bloß den Sünder und die Mitschuldigen oder solche, die dem Ubel hätten steuern können; bei einem Meineide aber leidet die ganze Familie des Verbrechers: ja das ganze Land, in welchem er wohnt, empfindet die darauf folgende göttliche Strafe. Bei einem jeden anderen Verbrechen wird dem Verbrecher öfters durch die Langmut des barmherzigen Gottes nachgesehen; auf einen Meineid aber folgt die Strafe unverzüglich und alsofort; denn so heißt es in dem Propheten (Zach. Kap. 5, Vers 4):

„Ich will den Fluch hervorbringen, spricht der Herr Zebaoth, daß er soll kommen über das Haus des Diebes, und über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören; und er soll bleiben in ihrem Hause, und soll es verzehren samt seinem Holz und Steinen.“

Aus „Zufällige Gedanken über des Herrn Prof. Rypkes¹⁾ Beschuldigungen der Judenthümlichkeit zu Königsberg, und besonders über das Gebet ‚Alenu‘.“²⁾

Das Gebet Alenu³⁾ ist eines der ältesten Gebete unserer Nation, das seiner ersten Einrichtung nach bloß für den Neujahrs-

¹⁾ Rypke, Professor der orientalischen Sprachen in Königsberg, hatte die Inspektion über die jüdische Synagoge.

²⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 418.

³⁾ Benannt nach dem ersten Worte, Alenu, d. h. auf uns.

tag, als eine feierliche Einleitung zur Hulldigung des allerhöchsten Gesetzgebers und Richters der Welt, bestimmt gewesen, wegen seines wichtigen und erhabenen Inhalts aber zum täglichen Schlußgebete angenommen worden ist. Daß in demselben bloß die Heiden und ihr Gözendienst angeführt, und nicht, wie einige Feinde und Verleumder der jüdischen Nation fälschlich vorgeben, auf die Christen, welche den König aller Könige, den Heiligen — gelobt sei Er! — ebenso wie wir anbeten, oder auf ihren Messias durch kabbalistische Deuteleien angespielt werden, läßt sich aus vielen Gründen unumstößlich beweisen, davon ich die wichtigsten anzuführen mich begnüge.

Verschiedene Schriftsteller der Nation halten dafür, dieses Gebet sei zu den Zeiten Josuas, des Sohnes Nun, und, wie einige wollen, von diesem göttlichen Manne selbst aufgesetzt worden.

Ob nun gleich andere Schriftsteller dieses in Zweifel ziehen, so ist doch wenigstens soviel gewiß, daß das Gebet Menu zu den Zeiten des zweiten Tempels schon existiert haben müsse: indem, wie man weiß, in den Hauptbeten der jüdischen Nation, welche unter dem Namen thephilloth schemoneh esreh bekannt sind, seit der Zeit der Männer des Großen Rats, welche zu den Zeiten des zweiten Tempels gelebt haben, keine Veränderungen vorgenommen worden sind. Das Hulldigungslied am Neujahrstage aber, wozu das Gebet Menu zur Einleitung bestimmt ist, macht sicherlich eines der wichtigsten und feierlichsten Gebete der jüdischen Nation aus, und man kann versichert sein, daß es am spätesten von den Männern des Großen Rates, d. i. zu den Zeiten des zweiten Tempels, eingeführt worden sei. Diese Vermutung wird ferner durch den Inhalt des Gebetes selbst sehr wahrscheinlich, denn es ist bloß auf die Ausrottung des Gözendienstes und die allgemeine Einführung des Glaubens an den einzigen, wahren, allmächtigen Gott gerichtet, und geschieht in demselben weder von der Befreiung der Nation noch von der Wiederaufbauung des Tempels die mindeste Erwähnung, welches sicherlich nicht unterblieben sein würde, wenn das Gebet nach der Zerstörung des zweiten Tempels aufgesetzt worden wäre. Ferner unterscheidet der Verfasser des Gebetes seine Nation von den Nationen anderer Länder und den Geschlechtern des Erdbodens, woraus erhellt, daß die Nation zu derselben Zeit noch in ihrem Lande gelebt haben müsse. Es ist daher meines Erachtens höchst ungereimt, in diesem Gebete eine geheime Anspielung auf die Christen und ihren Messias suchen

zu wollen, da die Verfasser desselben offenbar noch vor den Zeiten Jesu des Nazaräers gelebt haben, zu einer Zeit, in welcher das Heidentum überall sich ausgebreitet hatte, und außerhalb Judäa der Götzendienst dessen Ausrottung in diesem Gebete erfleht werden soll, überall die herrschende Religion gewesen. Es ist auch nicht zu vermuten, daß etwa nach der Zeit mit diesem Gebete eine Veränderung und die geheime Anspielung hineingebracht worden sei, da einestheils sich die Juden von jeher ein Gewissen gemacht haben, in die Hauptgebete, wie schon erwähnt, die geringste Veränderung einschleichen zu lassen, und andernteils das Gebet Menu insbesondere bei ihren Schriftstellern in so großem Ansehen steht, daß sie alle Wörter und Silben gezählt und niedergeschrieben haben, auch mit Gewissenhaftigkeit darauf halten, daß keine Silbe darin verändert werden möge. Es wird ferner dieses Gebet ohne die mindeste Veränderung von Schriftstellern angeführt, welche unter mohammedanischer Botmäßigkeit gelebt haben, als Maimonides in „Tad chasakah“, R. David Abudraham in seinem Kommentar über die Gebete der Juden; denen also sicherlich keine geheime Anspielung auf Jesum hat in den Sinn kommen können.

Die Juden in Asien und Afrika beten das Menu mit denselben Worten, obgleich sie kein Christentum vor Augen haben, auf welches sie heimlich anspielen könnten. Ich verwundere mich daher nicht wenig über den Herrn Prof. Rypke, wie er ohne die mindeste Untersuchung dem Erjudaeo Peter¹⁾ (beim Mizachon § 348²⁾) hat auf sein Wort glauben und nachschreiben können: „daß durch das Wort Vorik etwas Leeres, Jesus Christus, verstanden werde, weil nach der Rabbala das Wort Vorik und Jeschu der Zahl nach gleich viel bedeutet.“ Wie hat dieser Lehrer der hebräischen Sprache nicht bedacht, daß der Prophet Jesajas, dem man doch keine solche Anspielung schuld geben kann, sich desselben Ausdrucks „hevel vorik“ bedient, um etwas anzudeuten, dazu man vergebliches Zutrauen habe, von dem man sich leere Hoffnung macht: „ihr Helfen ist eitel und vergeblich, hevel vorik“ (Kap. 30, V. 7). Diese Stelle hat der Verfasser des Gebetes Menu, wie R. David Abudraham mit gutem Grunde vermutet, im

¹⁾ Mizachon, der Siegreiche, Titel eines Werkes des Rabbi Lipmann, eines Rabbiners in Mühlhausen um 1400.

²⁾ Ein ehemaliger Jude, der das Werk Lipmanns widerlegen wollte.

Sinne gehabt, als er sich eines ähnlichen Ausdruckes bediente, die eitle und vergebliche Zuversicht der Heiden zu ihren Götzen auszudrücken; und eben daher ist es meines Erachtens auch wahrscheinlich, daß der Verfasser nach den Zeiten des Propheten Jesaias und nicht, wie einige wollen, zu Zeiten des Josua gelebt habe . . .

Aus „Morgenstunden“.

Friedrich Heinrich Jacobi sprengte das Gerücht aus, Lessing sei geradezu und seiner eigenen Erklärung zufolge ein Gottesleugner gewesen. Als er L. einst besucht habe, so erzählt Jacobi, und ihm bei dieser Gelegenheit das Goethesche Gedicht „Prometheus“ gezeigt habe, sei Lessing von diesem Gedicht über alle Maßen begeistert gewesen, habe dem darin ausgeführten Gedanken herzlich beigestimmt und sei schließlich in die Worte ausgebrochen: „Die orthodogen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ev xai Πάρ*, Eins und alles! Ich weiß nicht anders; wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern als Spinoza.“ M. war entschlossen, Jacobi die Spitze zu bieten.

Dies war die äußere Veranlassung für die Zusammenstellung einer Reihe von „Vorlesungen über das Dasein Gottes“, die M. im Oktober 1786 unter dem Titel „Morgenstunden“ herausgab und seinem Gegner zusandte.

Die eigentliche Entstehung dieser letztern größern Schrift Mendelssohns liegt jedoch weiter zurück und ist in ihrem Titel angedeutet. Nicht im Geräusch des öffentlichen Lebens, sondern in der Stille des häuslichen Herdes hatte ihre Wiege gestanden. Da Mendelssohn den ganzen Tag hindurch als Geschäftsmann von seinen Berufspflichten in Anspruch genommen war, so gehörte eigentlich nur der Morgen und der Abend ihm selbst. Den Abend verwandte er zu seiner eigenen Fortbildung und Erholung; die Morgenstunden hatte er in den letzten Jahren größtenteils seinen Kindern gewidmet (seinem hoffnungsvollen Sohne Joseph und dessen Schwestern Dorothea und Recha), zu denen sich noch mehrere wißbegierige junge Leute, besonders die beiden Brüder Humboldt gesellten. Mit diesen unterhielt sich Mendelssohn gewöhnlich, bald in sokratischer Weise fragend und Fragen beantwortend, bald in längerer und zusammenhängender Rede, über ethische und metaphysische Gegenstände. Jacobis Herausforderung ist es zu danken, daß diese in bescheidener Zurückgezogenheit gepflogenen Unterredungen nunmehr in geschlossenerer Form auch der Öffentlichkeit zugute kamen.

Lessing. — Dessen Verdienst um die Religion der Vernunft. — Seine Gedanken vom geläuterten Pantheismus.¹⁾

Freund D., der uns in der letzten Morgenstunde überraschte, machte mir beim Weggehen Vorwürfe. Wie kommen Sie darauf, sagte er, unsern Lessing zum Verteidiger eines so irrigen, verkehrten Lehrgebäudes zu machen? Fiel Ihnen sonst kein Name ein, dem Sie dieses verdächtige Geschäft auftragen konnten? — Sie wissen, war meine Antwort, daß mir Lessing allemal zuerst einfällt, wenn ich mich nach einem Beurteiler in solchen Dingen umsehe. Mit ihm habe ich sehr lange philosophischen Umgang gehabt; wir haben uns viele Jahre hindurch unsere Gedanken über diese Materien einander mitgeteilt; mit der unbefangenen Wahrheitsliebe mitgeteilt, die weder Rechthaberei noch Gefälligkeit stattfinden läßt. Er ist es also, dessen Bild mir, zuweilen aus bloßer Gewohnheit, immer noch vorschwebt, so oft ein philosophischer Satz erörtert, so oft Gründe und Gegengründe miteinander verglichen, gegeneinander abgewogen werden sollen. — Ich würde gleichwohl anstehen, sprach er, mich bei dieser Gelegenheit seines Namens zu bedienen. Um alles in der Welt willen möchte ich wider die Religionsgrundsätze dieses vortrefflichen Mannes nicht den mindesten Verdacht erregen. Wie? Lessing ein Verteidiger des Pantheismus, einer Lehre, die auf überfeine sophistische Gründe gebaut ist, und wenn sie nicht alle Wahrheiten der natürlichen Religion geradezu umstößt, solche doch wenigstens höchst problematisch macht? Wem mußten die Wahrheiten der Vernunftreligion unverleglicher sein, als ihm, dem Beschützer des „Fragmentisten“, dem Urheber des „Nathan“? Deutschland kennt keinen Weltweisen, der die Religion der Vernunft in einer solchen Lauterkeit, so ohne alle Vermischung mit Irrtum und Vorurteil gelehrt und dem schlichten Menschenverstande so überzeugend vorgetragen, als der „Fragmentist“. Seine Anhänglichkeit an die natürliche Religion ging so weit, daß er aus Eifer für dieselbe keine geoffenbarte neben ihr leiden wollte. Er glaubte alle Lichter auslöschen zu müssen, um die völlige Beleuchtung ungeteilt aus dem Lichte der Vernunft strömen zu lassen. Mit der Verteidigung des „Fragmentisten“ scheint Lessing auch seine ganze Gesinnung übernommen zu haben. Man erkennt zwar schon an seinen frühesten Schriften, daß ihm

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 2, S. 361.

die Vernunftwahrheiten der Religion und Sittenlehre allezeit heilig und unverlezt gewesen sind; allein nach seiner Bekanntschaft mit dem „Fragmentisten“ bemerkt man in seinen Schriften, in allen den Aufsätzen, die er zur Beschützung seines Freundes oder Gastes, wie er ihn nennt, geschrieben, dieselbe ruhige Überzeugung, die diesem so eigen war, dieselbige unbefangene Entfernung von aller Zweifelsucht, denselbigen planmässigen Gang des gesunden Menschenverstandes in bezug auf die Wahrheiten der Vernunftreligion. — Und in seinem „Nathan“? Was Horaz in bezug auf die Sittenlehre vom Homer sagt:

Qui, quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non,

Plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicit.¹⁾

eben das möchte ich von dem Meisterstücke Lessings, in bezug auf gewisse Wahrheiten der natürlichen Religion, zu behaupten wagen. Hauptsächlich, was die Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes betrifft, kenne ich keinen Schriftsteller, der diese großen Wahrheiten in derselben Lauterkeit, mit derselben Überzeugungskraft und mit demselben Interesse dem Leser ans Herz gelegt hätte, als er.

In allen Handlungen der Menschen, die wir beobachten können, bemerken wir eine Art von Entgegensetzung zwischen Hoheit und Herablassung, Würde und Vertraulichkeit, die uns von der Schwierigkeit überzeugt, diese beiden sittlichen Eigenschaften in einem Charakter zu verbinden. Schon die Sprache führt auf eine solche Entgegensetzung, indem wir den abgeleiteten moralischen Sinn der Worte mit ihrem ursprünglichen physischen Sinne vergleichen und die Hoheit oder Erhabenheit der Herablassung entgegenstellen. Wenn das physisch Erhabene herabgelassen wird, so hört es auf, erhaben zu sein; daher ist man auch im Sittlichen diese Unmöglichkeit der Verbindung anzunehmen geneigt, wiewohl im Grunde hier gerade das Gegentheil statthat, indem die höchste sittliche Erhabenheit in der Herablassung besteht, und Würde ohne Vertraulichkeit ihren wahren Wert verkennt. Es ist eine nicht geringe Verfeinerung der Begriffe, diesen Unterschied zwischen dem Sittlichen und Physischen einzusehen und sich das gemeine Vorurteil nicht blenden zu lassen. Jener große König, der, mit seinen Kindern auf Steckenpferden um den Tisch herumspazierend, vor einem fremden Gesandten überrascht werden sollte, hatte Recht zu

¹⁾ d. h. Wer hat, was schön, was häßlich, was nützlich und was nicht, besser gesagt als Chrysipp und Crantor!

fragen: Ist er verheiratet? Ja, wurde geantwortet. Hat er Kinder? — Ja. — Nun, so mag er hereinkommen, waren die Worte des guten Königs, der nur einem Vater die Gesinnung zutrauen konnte, daß die Würde durch väterliche Herablassung nichts verliere. Ohne eigenes Gefühl erkennt der Hofmann selten diese Wahrheit. Herablassung ist ihm gewöhnlicherweise Kleinheit des Geistes, und väterliche Vertraulichkeit wenig mehr, als Schwachheit.

Dieselbe Schwierigkeit, sich diese beiden Eigenschaften in Verbindung zu denken, hat die Menschen von jeher in bezug der Religion auf entgegengesetzte Irrwege geführt. Man hat entweder die Erhabenheit des göttlichen Wesens oder dessen Herablassung übertrieben und Gott bald von der Mitwirkung ausgeschlossen, bald in alle menschlichen Handlungen so mit eingeflochten, daß er auch an den menschlichen Schwachheiten teilnehmen mußte. Die Philosophen, welche die Unendlichkeit Gottes einsahen, hielten es seiner für unwürdig, um das Schicksal des Menschen und anderer nicht unendlichen Wesen sich zu bekümmern. Sie erhoben also ihre Gottheit völlig über die sublunarishe Welt und trugen ihr bloß die Sorge für die Erhaltung des Ganzen auf, für die Arten und Geschlechter der Dinge, mit völligem Verzicht auf die Schicksale und Begegnisse einzelner Wesen, möchten diese übrigens zu der vernünftigen oder zu der unvernünftigen Klasse gehören. Das populäre System der Dichter und Priester war diesem gerade entgegengesetzt. Nicht nur große Naturveränderungen, Begebenheiten und Revolutionen der Staaten, Kriege und Verheerungen schrieben sie der unmittelbaren Einwirkung ihrer Gottheiten zu, sondern sie führten ihren Jupiter auch, als häuslichen Gast, zu ihrem Philemon und Baucis, und ließen ihn an dem dürftigen Schicksale dieser armen Landleute gastfreundlichen Anteil nehmen. Wenn diese Vorstellungsart von der einen Seite den Nutzen hatte, daß sie die Gottheit den Menschen gleichsam näher brachte, sie zum Zeugen und Richter der menschlichen Handlungen, sowie zum Tröster in Beschwerlichkeiten dieses Lebens machte, so hatte sie von der andern Seite hingegen den Fehler, daß sie die Gottheit zu menschlichen Schwachheiten herabwürdigte und ihre unendliche Erhabenheit und Selbstgenügsamkeit nicht genug anzuerkennen Veranlassung gab.

Ferner ließ dieses populäre System die Hand der Gottheit nur in außerordentlichen und erstaunlichen Fällen oder in Wunderdingen erkennen; das heißt, bloß in solchen einzelnen Begebenheiten, wo das Absichtliche in die Augen fällt, wo die Mitwirkung

eines freiwilligen, nach Vorsatz und mit Bewußtsein handelnden Wesens nicht zu bezweifeln ist. Der gemeine Lauf der Dinge aber, wo alles nach festgesetzten Regeln zu gehen scheint, wurde für Wirkung der Natur gehalten und der Mitwirkung der Gottheit gänzlich entzogen. Ordnung der Natur und Wille der Gottheit waren sich wie entgegengesetzt. Je mehr man Ordnung und Regelmäßigkeit in dem Laufe der Natur entdeckte, desto weniger Raum wurde der Regierung Gottes gelassen, und daher kommt es, daß die ersten Naturforscher auch die ersten Gottesleugner gewesen sind.

Sie wissen, fuhr er fort, daß in dem letzten Jahrhunderte die größten Männer diese Begriffe noch nicht so völlig ins Reine gebracht hatten. Immer noch wurde das philosophische Vorurteil begünstigt, daß die allerhöchste Ursache bloß nach allgemeinen Gesetzen handle. Das Besondere war bloß, als Folge aus dem Allgemeinen, ein Gegenstand der göttlichen Regierung. An und für sich konnte es der göttlichen Absicht gemäß oder zuwider sein; so wie es die allgemeinen Gesetze der Natur mit sich brachten, so und nicht anders mußte es von der göttlichen Regierung zugelassen oder durch eine unmittelbare Dazwischenkunft, das ist durch ein Wunderwerk, aus dem Wege geschafft werden.

Es ist der höchste Triumph menschlicher Weisheit, die vollkommenste Harmonie zwischen dem System der Absichten und dem System der wirkenden Ursachen anzuerkennen, und mit Shaftsbury und Leibnizen einzusehen, daß die Absichten Gottes, so wie seine Mitwirkung, bis auf die kleinste Veränderung und einzelne Begebenheiten, des Leblosen sowohl als des Lebendigen, sich erstrecken; daß aus der Ähnlichkeit einzelner Dinge, Begebenheiten und Endzwecke die allgemeinen Gesetze der Absichten, und auf eine vollkommen harmonische Weise auch die allgemeinen Gesetze der wirkenden Ursachen entspringen; daß hier nirgends eine Lücke sei, und daß jede Naturwirkung ebensowohl der göttlichen Absicht zustimme, als sie aus seiner Allmacht fließe. Gottes Regierung und Vorsehung in den allerkleinsten Begebenheiten nicht verkennen, sie gerade deswegen nicht verkennen, weil diese Dinge nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur erfolgen, Gott also mehr in Naturbegebenheiten als in Wunderdingen verehren, dieses, dünkt mich, ist die die höchste Veredlung menschlicher Begriffe, die erhabenste Weise, über Gott und seine Regierung und Vorsehung zu denken.

Ich gab ihm meinen Beifall zu erkennen und führte die Worte des Rabbinen an, der diesen Gegensatz der Erhabenheit und

Herablassung bereits bemerkt hat: Allenthalben, wo du Gottes Größe und Erhabenheit findest, da findest du auch seine Herablassung. Besonders merkwürdig sind die Stellen aus der Schrift, mit welchen dieser Lehrer, nach Gewohnheit der Rabbinen, diese Lehre belegt, und der lyrische Schwung, den ihr der Psalmist zu geben weiß:

Wer ist wie unser Gott, der Ewige?
 Wer thront so hoch?
 Schauet so tief?
 Im Himmel?
 Auf Erden?

D. fuhr fort: Nun dünkt mich, Freund, daß eben diese Lehre von keinem Schriftsteller auf der einen Seite mit mehr Überzeugung und Darstellung in einzelnen Fällen, auf der andern Seite mit mehr Inbrunst und frommer Begeisterung vorgetragen worden sei, als von unserm unsterblichen Lessing. Erinnern wir uns nur jener vorzüglichen Szenen seines dramatischen Lehrgedichts, in welchen er die wahre Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes, so wie das Schädliche in der Vorstellungsart, nach welcher man immer nach Wunderdingen ausgeht, um den Finger der Gottheit zu erkennen, mit aller Deutlichkeit des didaktischen Weltweisen, und zugleich mit aller Energie des theatralischen Dichters, bis zur Augenscheinlichkeit dargestellt hat: eine Verbindung, die nur einem Lessing, wiewohl vielleicht auch diesem nur in unserer Muttersprache möglich gewesen. Nur unsere Muttersprache scheint diese Art von Ausbildung erlangt zu haben, daß sich die Sprache der Vernunft in derselben mit der lebendigsten Darstellung verbinden läßt.

Es kommt mir vor, sagte ich, als wenn Lessing die Absicht gehabt hätte, in seinem „Nathan“ eine Art von Anti-„Candide“ zu schreiben. Der französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune seines satyrischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle außerordentlichen Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satyre zu verfertigen. Der Deutsche tat eben dieses, um sie zu rechtfertigen und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des „Candide“, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, oder vielmehr eine Fortsetzung desselben, in

welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen willens war, daß alle die Abel, die Voltaire gehäuft und auf Rechnung der verleumdeten Vorsehung zusammengedichtet hatte, am Ende dennoch zum Besten gelenkt und zu den allerweisesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der französische Satyriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Abel gehäuft, als sich durch Erdichtung wieder gutmachen ließen. Lessing ging daher lieber seinen eigenen Weg, schuf sich eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem „Candide“ doch wohl zur Seite gestellt werden darf, und an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu demselben verhält, ungefähr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers.

Und eben dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung, ergriff D. wieder das Wort, eben diese seltsame Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie teuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Bei der Herausgabe der „Fragmente“ war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die „Fragmente“ würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogenen Angriffe seiner Gegner zu verteidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlugen konnten und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Am Ende blieb es, so lebhaft er den Streit auch führte, bloß ein Schulgezänke, das von der einen und der andern Seite manche angenehme und unangenehme Stunden machen, aber so wie er dachte, auf die Glückseligkeit des Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben sollte. Aber wie sehr veränderte sich die Szene nach der Erscheinung des „Nathan!“ Nunmehr drang die Rabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christentum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein „Nathan“, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bil-

dung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gefinnungen hinauffchwngen, zu dieser feinen Kenntniss göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen; aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings. Jeden Vorwurf des Eigendiinkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein jeder für persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt. Sonderbar! Unter den abergläubischsten Franzosen hatte „Candide“ für Voltaire bei weitem die schlimmen Folgen nicht, zog ihm diese Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem die Feindschaft nicht zu, die sich unter den aufgeklärtesten Deutschen Lessing durch die Verteidigung derselben, durch seinen „Nathan“, zugezogen, und traurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüte hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet immer noch der angenehmste Gesellschafter, der fröhlichste Tischgesellschaftler gewesen, verlor nunmehr seine jovalische Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine. — Halten Sie ein, Freund! fiel ich ihm hier in das Wort, verschonen Sie mich mit dieser melancholischen Erinnerung! — Schon recht, sagte er. Sie ist trostlos, diese melancholische Erinnerung, und gehört auch überhaupt jetzt nicht zu meinem Vorhaben. Ich wollte nur anführen, was Lessing für die Wahrheiten der Vernunftreligion getan und gelitten, und was für Verdienste er sich um alle Freunde und Bekenner derselben erworben. Ein solcher Mann sollte uns zu verehrungswert sein, um ihn zur Verteidigung des Irrtums zu mißbrauchen. Wollen Sie Ihren Freund an Ihren philosophischen Unterhaltungen noch Anteil nehmen lassen, so geben Sie ihm wenigstens keine schlechtere Gefinnung, als er selbst zu erkennen gegeben. Lassen Sie ihn keine Irrlehre verteidigen, von der er doch sehr weit entfernt sein mußte. — Sie denken also wohl, sprach ich, Lessing würde sich nach seinem Charakter gefreut haben, den Pantheismus oder Spinozismus durch mich gestürzt zu sehen, ich möchte es mit guten oder schlechten Gründen getan haben?

Dieses nun zwar eben nicht.

Dieses so weit entfernt, daß es vielmehr geradezu in seinem Charakter war, sich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugetan oder nicht zugetan sein, und allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen. Der irrigste Satz, die ungeretmteste Meinung durfte nur mit leichten Gründen bestritten werden, und Sie können versichert sein, Lessing würde sie in Schutz genommen haben. Geist der Untersuchung war bei ihm alles. Mit leichten Gründen behauptete Wahrheit, pflegte er zu sagen, ist Vorurteil; nicht minder schädlich, als offener Irrtum, und zuweilen noch schädlicher; denn ein solches Vorurteil führt zur Trägheit im Nachforschen und tötet den Untersuchungsgeist. Ich bin versichert, wenn die Beurteiler der „Fragmente“ sie mit schlechten Gründen verteidigt hätten, Lessing wäre der erste gewesen, sie zu bestreiten.

Ich habe das Lob unseres Freundes, fuhr ich fort, aus Ihrem Munde mit inniger Ergözung vernommen. Ach! es ist tröstlich, bei aller Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit des großen Haufens höchst tröstlich, das Andenken solcher Wohltäter in edlen Gemütern so frisch erhalten und Frucht bringen zu sehen. Auch lobe ich den Eifer, mit welchem Sie sich der Religionsgrundsätze dieses Weltweisen annehmen. Ich erkenne von ganzem Herzen die Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung, so oft von den wichtigsten Wahrheiten der Religion die Rede ist, und gleichwohl halte ich es nicht für nötig, seinen Geist um Vergebung zu bitten, daß ich ihn zur Verteidigung des Pantheismus heraufbemüht habe. Ohne demselben zugetan zu sein, konnte er sich, so wie ich ihn gekannt habe, selbst eines Irrtums mit Eifer annehmen, wenn die Gründe nicht hinreichend waren, mit welchen man ihn bestreiten wollte.

Auch habe ich in dem Verfolg meiner letzten Vorlesung gezeigt, daß der verfeinerte Pantheismus gar wohl mit den Wahrheiten der Religion und der Sittenlehre bestehen könne, daß der Unterschied bloß in einer überfeinen Spekulation bestehe, die auf menschliche Handlungen und Glückseligkeiten nicht den mindesten Einfluß hat, und daß er vielmehr alles an seinen Ort gestellt sein lasse, was irgend praktisch werden und im Leben oder selbst in den Meinungen der Menschen von merklichen Folgen sein kann . . .

29. Juli 1761.

Briefe.

An seine Verlobte.¹⁾

Allerliebste Fromet!

Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann versichert mich, seine Tochter Fromet sei ebenso schön als tugendhaft. Was meinen Sie? Der gute Herr Abraham Eugenheim muß doch wissen, daß die Philosophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen. Ich kenne seine Fromet besser als er. Sie ist schön, aber so schön nicht, als sie tugendhaft ist, so schön nicht, als sie zärtlich ist. Ich beneide Sie, liebste Fromet! um die glückliche Art, wie Sie Ihre sanfte Liebe auszudrücken wissen. Ihre kleinsten Briefe sind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache Ihres Herzens ist Ihre natürliche Sprache, und Ihre edlen Gesinnungen vertreten die Stelle des frostigen Wikes, dadurch andere ihre Briefe so häßlich entstellen. Fahren Sie fort, liebste und zärtlichste Fromet! mich mit Ihren lebenswürdigen Briefen gründlich zu vergnügen; ich merke es, daß es mir fast unmöglich wird, einen Posttag nicht zu schreiben oder einen Posttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu sein, und was ist der Mensch, wenn er nicht vergnügt ist? Nein, so lange wir uns getrennt sehen müssen, wollen wir uns so oft als möglich Gelegenheit geben, aneinander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann: jetzt liest Fromet meine Briefe, jetzt schreibt Fromet an mich, jetzt ist sie verdrießlich, daß sie gestört wird, und jetzt freut sie sich, daß ihr ein Ausdruck gelungen. — Sie lachen, mein Herr Doktor! und werfen mir vielleicht abermals vor, ich sei verliebt? Nun ja, ich gestehe es.

¹⁾ Aus Kanferling, M. M., S. 130.

Habe ich denn nicht jederzeit darnach gestrebt, Ihnen nachzuahmen?

Adieu, meine Liebe! Grüßen Sie mir Ihre Freundin, die mich mit einem Schreiben beehrt, das ihrer Denkungsart Ehre macht.

In inniger Liebe Ihr
Moses Dessau.

(Mendelssohns Lebenslauf in kurzen Zügen.)

An Joh. Jakob Spieß.¹⁾

Hochhehrwürdiger Herr,
insbesonders hochgelahrter Herr Prediger!

Ich erkenne die Ehre, die Ew. Hochhehrwürden mir zu erzeigen beschlossen, mit dem ergebensten Dank; allein ich bedaure, daß ich nicht imstande bin, Ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Meine Lebensumstände sind von so geringer Erheblichkeit, daß ich Ihren Lesern keine sonderliche Unterhaltung davon versprechen kann; mir selbst haben sie so unwichtig geschienen, daß ich nicht das mindeste davon aufgezeichnet habe. Jetzt würde es mir unsägliche Mühe machen, verschiedene Partikularitäten meines Lebens ins Gedächtnis zurückzurufen und gehörig vorzutragen. Die Hauptfakta, auf die ich mich jetzt besinnen kann, sind ungefähr diese:

Ich bin im Jahre 1729 (den 12. Ellul 489 nach jüdischer Zeitrechnung) zu Dessau geboren. Mein Vater war daselbst Schulmeister und Zehngebotschreiber oder Sopher. Unter Rabbi Fränkel, der damals in Dessau Oberrabbiner war, studierte ich den Talmud. Nachdem sich dieser gelehrte Rabbi, durch seinen Kommentar über den hierosolymitanischen Talmud, bei der jüdischen Nation großen Ruhm erworben, ward er etwa im Jahre 1743 nach Berlin berufen, wohin ich ihm noch in demselben Jahre folgte. Allhier gewann ich durch den Umgang mit dem nachherigen Doktor der Arzneigelahrtheit, Herrn Aron Gumperz (der vor einigen Jahren zu Hamburg verstorben), Geschmack an den Wissenschaften, dazu ich auch von demselben einige Anleitung

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 524.

erhielt. Ich ward hierauf in dem Hause eines reichen Juden Informator, hernach Buchhalter, und endlich Aufseher über denselben seidene Waren-Manufaktur, welches ich noch auf diese Stunde bin. In meinem dreiunddreißigsten Jahre habe ich geheiratet und seitdem sieben Kinder gezeugt, davon fünf am Leben. Ubrigens bin ich nie auf einer Universität gewesen, habe auch in meinem Leben kein Kollegium lesen hören. Dieses war eine der größten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, indem ich alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte. In der That trieb ich es zu weit und habe mir endlich durch Unmäßigkeit im Studieren seit drei Jahren eine Nervenschwäche zugezogen, die mich zu aller gelehrten Beschäftigung schlechterdings unfähig macht.

Selbst das Brieffschreiben wird mir jetzt zu einer lästigen Arbeit, zu der ich nur selten aufgelegt bin. Dahero ich denn Ew. Hochchw. um Verzeihung bitten muß, daß Dero Schreiben einige Posttage unbeantwortet geblieben ist . . .

(Über den Tod Lessings.)

An Carl Gotthelf Lessing.¹⁾

Nicht ein Wort, mein Bester, von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten! Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüte meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zelle, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu tun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholischeres mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benützt habe, daß ich nicht gelzig genug

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 581.

war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzten mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Lieber, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit; sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb „Nathan der Weise“ und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebensofehr über „Nathan“ hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies tat er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufen seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt . . .

(Über den Bannfluch, der seine Pentateuch-Übersetzung getroffen.)

Aus einem Briefe an einen Unbekannten.¹⁾

Ich höre von Fürth aus, daß es dem Rabbiner Ihres Orts und dem dortigen Rabbinats-Kollegium gefallen, meine Pentateuch-Übersetzung zu verbieten oder gar in den Bann zu tun: ohne daß man mir anzeigt, warum, und weswegen, und aus welchem Grunde? Ich muß gestehen, daß mich ein solches Verfahren sehr befremdet. Können Sie, lieber Freund, mir nicht melden, was die Ursache oder Schuld sei, daß man so ohne Klage und Urteilspruch den Stab über mich bricht? Ihr hochgelehrter Rabbiner pflegt doch sonst so übereilt nicht zu sein. Ich erwarte Ihre Antwort durch Überbringer; nur ganz deutlich! rund mit der Sprache heraus, ohne mich zu schonen! Sobald ich Herrn Dubno nachgegeben, meine Übersetzung drucken zu lassen, „nahm ich meine Seel' in Händen, richtete mein Auge auf die Berge und gab meinen Rücken den Schlägen preis“. Ich weiß es leider, wie viel Widerspruch, Haß, Verfolgung und dergleichen die geringste Neuerung, wenn sie auch wichtige Verbesserung zur Folge hat, beim Volke findet. Mögen sie aber fluchen, ich werde gesegnet sein. Aber Gründe möchte ich gerne wissen, warum man mich verurteilt hat. Stets bin ich Ihr wahrer Freund . . .

(Datum fehlt.)

(Die Entstehung der Bibelübersetzung.)²⁾

An August von Hennings in Kopenhagen.³⁾

. . . Im Grunde aber hat mir das kleine Ungewitter, welches sich über mein armes Buch zusammengezogen, nicht die mindeste Unruhe verursacht. So leicht soll es keinem Zeloten gelingen, mein kaltes Blut in Bewegung zu setzen. Ich sehe das Spiel der

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 6, S. 452.

²⁾ Aus Kanferling, M. M., Anhang S. 521.

³⁾ Um dem Ausspruch des Bannes des Altonaer Rabbiners Raphael Cohen (Großvater Gabriel Klefers) entgegenzutreten, bat M. seinen Freund v. Hennings, Schwager seiner Freundin Elise Reimarus, dahin zu wirken, daß der König von Dänemark auf das Werk zeichnen möchte, darum setzte er ihm die Entstehung seiner Übersetzung auseinander.

menschlichen Leidenschaften als eine Naturerscheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektrischen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Überhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue u. dgl. unangenehmen Affekten. Ich bin nur noch empfindsam gegen Liebe und Freundschaft, und auch hierin in einem so gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde sehr oft der Lauigkeit beschuldigen. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich sie nicht, so sehr die Ziererei der Mode es zu fordern scheint.

Der Rabbi zu Altona läßt vorderhand seine Donnerkeile ruhen. In welcher Absicht, weiß ich nicht. Vielleicht um sie bei einer günstigeren Gelegenheit, wenn er erst das ganze Werk vor sich haben wird, mit mehrerem Gepolter auszusenden. Mag er! Ich wünschte, daß er sich selbst überlassen bliebe, und daß von außen her durch nichts auf ihn gewirkt würde, um zu sehen, was die Wahrheit selbst, frei von aller andern Rücksicht, bei meiner Nation auszurichten vermag. Sobald äußere Dinge, Drohungen, Verbote u. dgl. mitwirken, so werden die Zirkel verrückt, und die Beobachtung ist verloren. Vielleicht, daß eine kleine Gärung zum Besten der Sache, die mir eigentlich am Herzen liegt, dienlich sei, und ich würde dieser schaden, wenn ich jene zu stören suchte.

Nach dem ersten Plane meines Lebens, so wie ich ihn in meinen besseren Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder Übersetzer zu werden. Ich wollte mich bloß darauf einschränken, des Tages seidene Zeuge verfertigen zu lassen und in Nebenstunden der Philosophie einige Liebkosungen abzugewinnen. Es hat aber der Vorsehung gefallen, mich einen ganz andern Weg zu führen. Ich verlor die Fähigkeit zu meditieren und mit ihr anfangs den größten Teil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Untersuchung fand ich, daß der Überrest meiner Kräfte noch hinreichen könne, meinen Kindern und vielleicht einem ansehnlichen Teil meiner Nation einen guten Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen eine bessere Übersetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gebe, als sie bisher gehabt. Dieses ist der erste Schritt zur Kultur, von welcher meine Nation leider! in einer solchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung beinahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das Wenige zu tun, was in meinem Vermögen steht, und das übrige der Vorsehung zu überlassen, die sich

zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt, als wir übersehen können. Je mehr Widerstand nun dieser schwache Versuch findet, desto notwendiger scheint er mir und desto eifriger werde ich ihn auszuführen suchen. Aber zu unanständigen Maßregeln werde ich mich auf keine Weise durch den Zelotismus verleiten lassen. Senes jugendliche Feuer, das uns öfters in der besten Absicht von der Welt über Maß und Ziel hinwegzutreiben pflegt, hat mich sehr frühe verlassen, und ich habe mich kaum nach demselben umgesehen. Setzt, da ich so nahe am Ufer bin, würde es Torheit sein, meine Segel jedem Ungestüm preiszugeben.

(Sein Verhältniß zu Lessing.)¹⁾

An August von Hennings.

Was ich Ihnen noch zu sagen habe, geht bloß mich an. Mich beschäftigt jetzt der einzige Gedanke: Lessings Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig; aber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen, und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kennt seinen schriftstellerischen Wert, wenige aber kennen seinen freundschaftlichen Wert; ja ich finde, daß sein moralischer Wert von vielen sogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrieen. Soviel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu sein: Wenn irgendein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen; ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrierie —, ein abgesagter Feind von der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaft-

¹⁾ Aus Kayserling, M. N., Anhang S. 531.

lichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennuß und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm alle Zeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Überlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu dienen . . .

An die Gemeinde zu Schwerin.¹⁾²⁾

Ihre angenehme Zuschrift vom vergangenen Monat habe ich wohl erhalten. Ich sehe daraus, daß Ihr Landesherr Ihnen befohlen, die Toten drei Tage aufzubewahren, ehe Sie sie unter die Erde bringen lassen. Sie, meine Herren! scheinen darüber sehr bekümmert und gekränkt zu sein, als wenn der Landesherr Sie zwingen wollte, die Religion unserer Väter zu verlassen oder ein mosaisches Recht oder eine Vorbauungsregel der Rabbiner zu übertreten. Ich gestehe gern meine Unwissenheit, daß ich das nicht einsehen und die Ursachen zu den großen Anstalten, die Sie darüber treffen wollen, nicht begreifen kann. Ob ich nun schon weiß, daß Ihr Rabbi selbst ein Gesetz-Gelehrter und auch mit Gesetz-lehrern hinlänglich umgegangen ist, um selbst die Sache zu entscheiden, so will ich doch nicht unterlassen, Ihnen meine Meinung darüber zu eröffnen. Wenn ich irre, nehme ich Zurechtweisung gerne an. Nach meinem Dafürhalten liegt in der Folgeleistung dieses landesherrlichen Befehls nicht die mindeste Gesetzübertretung, wie Sie zu finden glauben.

¹⁾ Die jüdische Gemeinde in Schwerin erhielt von ihrer Regierung den Befehl, ihre Toten dreimal vierundzwanzig Stunden über der Erde zu lassen, ehe sie dieselben beerdigten. Dies war gegen die hergebrachte Sitte unter den Juden. Die Ältesten der Gemeinde glaubten, durch Befolgung jenes Befehles ihre Religion zu gefährden, und wurden von dem Oberrabbiner in Hamburg darin bestärkt. Sie wendeten sich in der Angst ihres Herzens an M.

²⁾ Aus Kaiserling, M. M., Anhang S. 527.

Unsere Weisen lehren zwar, daß derjenige, der einen Toten bei sich übernachten läßt, ein verneinendes Gesetz übertritt (ein verneinendes Gesetz ist ein Gesetz, das etwas zu unterlassen befehlt). Allein diese Lehrer erlauben doch auch das Übernachten des Toten, wenn es zur Ehre des Verstorbenen geschieht, oder wenn es der Zeit bedarf, um für ihn Sarg und Sterbekleider oder wehklagende Weiber, die die Bahre begleiten sollen (eine morgenländische Sitte, die jedoch im Judentume so unwesentlich ist, daß sie schon längst unter uns abgestellt worden ist), holen zu lassen, oder es seinen Verwandten und in den großen Städten bekannt zu machen (siehe *Tore Dea* § 357). Haben sie nun das Übernachten des Toten solcher geringfügigen Ursachen halber nachgegeben, um wieviel weniger darf er weggeschafft werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden ist, daß er noch zu sich kommen und wieder aufleben könne. Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz stattfindet, wo Lebensgefahr dabei obwaltet.

Wenn indes unsere Lehrer die Besorgnis, daß der Abgeschiedene wieder aufleben könne, nicht mit den das Begräbnis aufschiebenden Ursachen angeführt haben, so muß uns das nicht wundern, denn der Fall, jemanden lebendig zu begraben, konnte bei ihnen nicht eintreten, war ganz unmöglich. Sie setzten nämlich ihre Verstorbenen in unterirdischen Höhlen und Gewölben bei und ließen sie da drei Tage bewachen, um zu sehen, ob sie etwa noch lebten oder dann wieder erwacht wären. So heißt es ausdrücklich in dem Traktate *Semachoth*: „Auf dem Begräbnisorte bewacht man die Toten drei Tage, ohne zu besorgen, daß man dadurch den Sitten der Emoriter nachahme. Einst bewachte man einen vermeinten Toten, der wieder auflebte und erst nach 25 Jahren starb . . .“ Auf diese Weise konnten unsere Gesetzlehrer wohl verordnen, daß, wer mit der Wegschaffung des Abgeschiedenen aus dem Hause eilte, lobenswert sei, da bei ihnen nicht die mindeste Gefahr vorhanden war. Wir aber, die wir unsere Toten auf eine Art bestatten, die keine Bewachung zuläßt, müssen sie freilich solange unbeerdigt lassen, bis wir von ihrem wirklichen Ableben die überzeugendsten Beweise haben. Wenn uns der Fall begegnete, daß wir hinterher, und wenn es schon zu spät ist, das Wiederaufleben eines vermeinten Toten entdeckten (dessen Möglichkeit uns doch die angeführten Fälle beweisen), womit könnten wir unsere Sorglosigkeit verantworten?

- Ein bewährtes Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes gibt

es nach dem einstimmigen Zeugnis der weisesten Ärzte nicht; der Mensch kann oft in eine solche Ohnmacht versinken, daß Pulsschlag und Athemholen gänzlich mangeln, so daß die Umstehenden ihn für tot halten, obschon er demungeachtet noch lebt, und man muß also durchaus warten, bis der Körper wirklich zur Verwesung übergegangen, um vor dessen Nichtwiederaufleben sicher zu sein. — Daß unsere Geseklehrer mit den Ärzten einerlei Meinung gewesen, erhellt nicht nur aus dem schon oben Angeführten, wo sie ausdrücklich Fälle erzählen, da man vermeinte Tote in den Gewölben beigesezt, die hernach aufgelebt sind, sondern auch aus andern Stellen des Talmuds. —

Ich sende Ihnen also beiliegend ein Schema zu einer Vorstellung, die Sie meines Bedünkens Ihrem Landesherrn zu überreichen hätten. Wahrscheinlicherweise wird er mit dem Vorschlag zufrieden sein, und jeder Sterbliche wird dadurch in Frieden zu seinen Vätern versammelt werden. Sollte aber der Landesherr auf seinen Befehlen bestehen, so können Sie nichts Besseres tun, als nach dem Beispiele unserer Vorfahren auf Ihrem Begräbnisplatz ein Gewölbe bauen, wo die Abgeschiedenen nach hergebrachter Sitte können gereinigt, drei Tage lang bewacht und alsdann erst begraben werden. Dieses zu tun, ist nach meiner Meinung die Pflicht einer jeder frommen Gemeinde, nicht aber, von jenen Verordnungen, die vernünftig sind, abzugehen. Die Rabbiner unserer Zeit sollten sie dazu anhalten und die Sache befördern.

Ich weiß zwar auch, daß Sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreit.

Berlin, im Mai 1772.

(Über Proselytenmacheret.)

Schreiben an einen Unbekannten während des Streites mit Lavater.¹⁾

Mein Herr!

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. Da Ihnen diese

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 500.

Sprache geläufig zu sein scheint, so belieben Sie nur immer fortzufahren, sich ihrer zu bedienen, wenn Sie mir ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vorteil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu sein.

Sieht man bloß auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urteile und Meinungen derjenigen Menschen, welche für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Wenn wir aber durch einen glücklichen Zufall das Zutrauen der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit Vergnügen gewahr, daß die Übereinstimmung unter ihnen größer sei, als man glauben sollte, und daß bei allem äußerlichen Dissentieren die Guten aus allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr alberne Privatschriften erhalten, aber auch einige von dem Werte der Ihrigen, die mir unschätzbar sind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beschweren darf. Sie scheinen mir es als etwas ganz Außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jesu mit Hochachtung spreche, die Christen nicht hasse, ihnen keine Injurien sage usw. Sie müssen also sehr wenigen von meinen Religionsgenossen diese Bescheldenhheit zutrauen. — Lassen Sie uns aber auch Gerechtigkeit widerfahren! Aben Esra hat nur einige flüchtige Anmerkungen, welche die christliche Religion angehen; Maimonides hat, soviel ich weiß, niemals wider dieselbe geschrieben.

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des Neuen Testaments sagen. Ich glaube es gar gern, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben und sich haben würgen lassen.

Ein Christentum wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich

bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre Christentum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dieses Christentum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Teil aus Juden, Mohammedanern und Chinesen besteht, und wohin vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind. Es ist höchst sonderbar, daß unsere Urteile so übel zusammenhängen. In der Geschichte sind Griechen und Römer unsere Bewunderung, und wir müssen in Vergleichung ihrer Tugend uns selbst verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schüchtern abgewiesen.

Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatz, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei. Da ich, als Jude, nicht nötig habe, diesen Satz anzunehmen, indem nach der von mir angeführten Lehre der Rabbinen die Tugendhaften eines jeden Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. *La religion, sagen Sie, est le culte de Dieu.*¹⁾ Ja! aber es gibt, wie jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen.

Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine anderen Vorschriften als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten; und so viel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit, wiewohl sie auch ihre Grenzen hat und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er die Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsere Religion sei die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die beste sei. Sie ist die beste für uns und unsere Nachkommen, die beste für gewisse Zeiten und Umstände und unter gewissen Bedingungen.

1) d. h. Religion ist Gottesdienst.

Welcher äußerliche Gottesdienst für andere Völker der beste sei, hat Gott ihnen vielleicht durch Propheten bekannt gemacht oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen. Ich weiß hiervon nichts und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein sein könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Grenzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich: daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie, mein Herr, von ganzem Herzen verehere, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

(Warnung vor dem Gebrauche des Jargon.)

Aus einem Briefe an den Assistenzrat Klein in Dresden über die Vermahnung bei dem Eide eines Juden.¹⁾

. . . Hingegen würde ich es sehr ungern sehen, wenn nach Herrn Fränkels zweiter Bedenklichkeit die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisiert würden. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen, und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern seit einiger Zeit aufkommenden Gebrauche der reinen deutschen Mundart. Wie würde es mich kränken, wenn die Landesgesetze selbst jenem Mißbrauche beider Sprachen gleichsam das Wort redeten.

Eieher mag Herr Fränkel sich die Mühe geben, die ganze Warnung in ein reines Hebräisch zu setzen, damit sie, nach Beschaffenheit der Umstände, rein deutsch oder rein hebräisch oder auch in beiden Sprachen abgelesen werden könne. Nur keine Vermischung der beiden Sprachen! . . .

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 605.

(Über den Eid.)

An Oberamts=Regierungs=Assistenzrat Klein in
Breslau.¹⁾

Wohlgeborener Herr Assistenzrat!
Verehrungswürdiger Herr!

Erw. Wohlgeboren überaus werthe Zuschrift vom 5. dieses habe ich erhalten. Da die Rechte niemals mein Hauptstudium gewesen sind, so war mir die Lehre, über welche Erw. Wohlgeb. mich zu befragen belieben, etwas fremd geworden, und ich geriet, die Wahrheit zu gestehen, in nicht geringe Verlegenheit. Ihr blüdiges Räsonnement überführte mich vollkommen; und ich war entschlossen, mein Zeugnis der Wahrheit gemäß einzurichten und alle übrigen Betrachtungen aus den Augen zu setzen. Gleichwohl kränkte es mich von der anderen Seite, daß die Weisen meiner Nation eine so verdächtige Lehre begünstigt haben sollten. Wie? Sie sollen erlaubt haben, den Richter durch reservationes mentales zu hintergehen, wenn die Partei der Meinung ist, daß ihr Unrecht geschehe! So fällt ja offenbar alle Glaubhaftigkeit der Eide dahin, indem in den mehrsten Fällen jeder Prozessierende dieses glaubt. Mit der Restriktion, die Heisler zur Verteidigung der Subeneide anführt, daß dieses nur alsdann erlaubt sei, wenn der Jude einem offenbaren Unrecht, so ihm ein anderer tun will, auf keine andere Weise als durch den Eid entgehen kann; — mit dieser Restriktion, sage ich, ist dem Ubel bei weitem nicht abgeholfen. Denn was ist offenbar? Wer soll diese Evidenz beurteilen? Wird nicht jede Partei sich selbst hierin zugunsten sein und dasjenige evident finden, was vielleicht nichts weniger ist?

Ich ging zur Quelle zurück, schlug die Stelle im Schulchan Aruch, Maimonides, sowie im Talmud selbst auf, aus welchem sie jene Verfasser genommen, und fand, zu meinem nicht geringen Vergnügen, die Sache so beschaffen, wie ich sie wünschte. Die ganze Verwirrung beruht auf einer Unbestimmtheit in den Begriffen, daran die ersten Rabbiner wenigstens nicht schuld sind, die Eisenmenger veranlaßt, und aus welcher Heisler sich nicht zu finden gewußt hat. Ob Eisenmenger geflissentlich zu dieser Verwirrung Anlaß gegeben, lasse ich dahingestellt sein, wiewohl er sich

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 606.

dieses an vielen Stellen offenbar zu schulden kommen läßt und den Verdacht auch hier zu rechtfertigen scheint.

Weder im Talmud noch im Maimonides, noch im Schulchan Aruch ist die Rede von einem Rechtshandel, der vor Gericht entschieden werden soll. Die Rabbiner handeln bloß von einem „annas“. Eisenmenger übersetzt einen Gewalttätigen oder einen Zwanggebrauchenden. Es heißt aber „annas“ eigentlich ein Usurpator, ein Rechtsräuber, ein Mensch, der sich über mich gewaltsamer Weise ein Recht annahm, das ihm nicht zukommt, wie die Exempel ausweisen, die an derselben Stelle angeführt werden: ein Rebell, Straßenräuber, Mörder, unbefugter Zöllner, Freibeuter. Die Frage ist: inwieweit ist es erlaubt, einen solchen Rechtsräuber durch falsche Aussagen, verstellte Gelübde und allenfalls rüchhaltige Eide zu hintergehen? Hier ist kein gesetzmäßiger Richter, dem ich verbunden bin, die Tatsache aufrichtig zu gestehen, sie mag einem oder anderm zum Schaden gereichen. Der Mann, den ich hintergehen will, hat nicht das mindeste Recht, ein Geständnis von mir zu fordern und will bloß durch Gewalt ein solches Recht erzwingen. Dieses verändert, dünkt mich, offenbar die Lage der Sache und macht die Entscheidung schon ziemlich bedenklicher.

Die ersten Lehrer meiner Nation waren gewohnt, ihren Unterricht nicht alle Zeit in allgemeinen, abstrakten Sätzen vorzutragen, sondern öfters durch Beispiele und in konkreten Fällen zu lehren. Aus diesen Beispielen und besonderen Fällen müssen die allgemeinen Lehren durch Hilfe der Induktion abgezogen werden; und dieses ist von den Kommentatoren nicht allezeit mit gleichem Erfolge geschehen. Nach genauer Vergleichung und Gegeneinanderhaltung aller besonderen Fälle, die bei dieser Gelegenheit in den „Rabbinern“ vorkommen, scheinen mir die Sätze, auf welche sie reduziert werden müssen, in folgenden zu bestehen. Erw. Wohlgeb. erlauben gütigst, daß ich die Sache aus ihren ersten Gründen herleite.

1. Eine Aussage, die der innern Überzeugung widerspricht, aber keines andern Recht kränkt, heißt eine Unwahrheit.

2. Wird aber eines andern Recht dadurch gekränkt, so ist es eine Lüge.

3. Es ist erlaubt, sich einer Unwahrheit zu seinem Vorteile zu bedienen, aber nicht der Lüge. Auch ist nicht erlaubt, eine Unwahrheit zu beschwören; denn dieses ist ein Mißbrauch des göttlichen Namens.

4. Wenn jemand sich gewaltsamerweise das Recht annimmt, mir ein Geständnis abzufordern, das er zu meinem oder eines andern Schaden mißbrauchen will, so bin ich verbunden, die Wahrheit zu verschweigen oder auch eine Unwahrheit zu sagen und allenfalls durch ein Gelübde oder durch einen Eid zu bekräftigen, dem ich im Herzen einen andern Sinn gebe. Es heißt zwar sonst die allgemeine Regel bei den Rabbinern: daß Worte, die man bloß im Sinne hat, nicht als Worte anzusehen sind; allein ein solcher Notfall macht eine Ausnahme. (Eisenmenger hat diese Stelle unrichtig gegeben.)

5. Zwingt man mich aber zu solchen Aussagen, denen ich keine andere Bedeutung geben kann; so bin ich verbunden, den Namen Gottes zu verehren, die Wahrheit zu gestehen und den Schaden, welcher daraus entsteht, zu ertragen oder zu ersetzen.

6. Ist aber der Schaden unerseßlich, so kann ich den Rechtsräuber allenfalls durch einen falschen Eid hintergehen.

7. Hat aber jemand ein vollkommenes Recht, ein gewisses Geständnis von mir zu verlangen, so wird jede Unwahrheit, deren ich mich bediene, zur Lüge und jeder falsche Eid zum Meineide.

Die Rabbiner führen bei dieser Gelegenheit den Fall an, wenn ein gesetzmäßiger Zollaufseher Untersuchung anstellt. Hier, sprechen sie, tritt die gemeine Regel der Rabbiner ein: was den Landesgesetzen gemäß ist, ist Rechtens. Es ist daher nicht erlaubt, einen gesetzmäßigen Zoll zu übergehen, um soviel weniger durch falsche Gelübde und rückhaltige Eidschwüre der Untersuchung auszuweichen.

Von Rechtshändeln, wo der Richter ein offenes Recht hat, in einer ihm zweifelhaften Tatsache das Geständnis der Wahrheit von jedem, der darum weiß, zu erzwingen, ist gar die Rede nicht; und unter allen besondern Fällen, die von den Rabbinern angeführt und erörtert werden, finde ich keinen einzigen, der dahin gezogen werden könnte. In Schuld- und Forderungssachen findet ganz unstreitig und, soviel mir bekannt ist, nach aller Rabbiner Geständnis die Regel statt: was in Sachen, welche das Mein und Dein angehen, nach den Landesgesetzen geschieht, ist Rechtens.

Sollten in der Sache noch Zweifel übrig sein, zu deren Hebung ich etwas beitragen kann, so erbiete ich mich willig dazu, auf den mindesten Wink, den Ew. Wohlgeb. mir davon zu geben be-

lieben; der ich mit der vollkommensten Hochachtung allezeit verharre

Erw. Wohlgeboren . . .

(Über Intoleranz und Veränderlichkeit.)

Aus einem Briefe an Herrn M. Winkopp, Benediktiner¹⁾
auf Petersberg.²⁾

. . . Wie gar verschieden sind doch die Verbindungen zwischen den Geistern der Menschen von denjenigen Verbindungen, die Stand und Religion und bürgerliche Verfassung und Gewohnheit und Vorurteil und Stolz und Eitelkeit zwischen ihnen gestiftet! An einem Orte, den ich mit keinem Fuße berühren darf, ohne ihn in den Augen seiner Bewohner zu entheiligen, lebt ein Mann, welcher dem Geiste nach ein Bruder ist. Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zuliebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik, so wie Sie — — sich in einem Kloster, einsperren muß und den Mäusen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche, weil es mein Prior nicht zugeben will. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. „Papa!“ fragt die Unschuld, „was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen getan?“ — „Ja, liebster Papa!“ spricht ein anderes, „sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? und was hindert dieses andere Leute?“ — Ach! ich schlage die Augen unter und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es kommen lassen?

Weg von diesen Betrachtungen! Sie machen mich zu unmutig. Ich beantworte lieber den Zweifel, den Sie sich über eine Stelle im „Phädon“ machen. Sie sehen die Notwendigkeit nicht ein, warum alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden

¹⁾ W., geb. 1759, Mönch auf dem Petersberg bei Erfurt, verließ das Kloster, hielt sich in Berlin und in der Schweiz auf, ward später kurmainzischer Hofkammerrat und starb 1813.

²⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 566.

müsse und sagen: „Das Glas z. B. ist beständig der Veränderung unterworfen, scheint aber nicht beständig verändert zu werden.“

Allein, bei Ihrem Beispiele zu bleiben: läßt das Glas nicht beständig die Lichtstrahlen durch? Drückt es nicht durch seine Schwere und leidet Widerstand? Drückt die Luft nicht auf das Glas? Dehnt es die Wärme nicht aus? Wirken die Teile nicht immer wechselweise ineinander, vermöge des Zusammenhangs? Was tut nicht die elektrische Materie? der Schall? davon die Luft doch niemals frei ist. Mit einem Worte, wenn das veränderliche Ding nicht in der Natur isoliert ist, so wird es unaufhörlich wirken und leiden, d. i. Veränderung hervorbringen und verändert werden. Ich glaube, daß dies hinreichend sei, meine Gedanken deutlich zu machen. Wenn es Dinge gäbe, die mit keinem andern Wesen in Verbindung stehen, so würde der Satz von ihnen nicht gelten. Allein solche Inseln gibt es nicht in Gottes Welt. In dem Maschinenwerke eines geschickten Künstlers muß sich kein Rad finden, das weder treibt, noch getrieben wird.

Berlin, den 28. Julius 1780.

(Über die Zurücksetzung der Juden.)

Teuerste Freundin!¹⁾

. . . Mein Sohn Joseph wird sich einige Tage in Strelitz aufhalten; ich erwarte ihn mit Sehnsucht zurück. Herzlich bedaure ich es, daß ich ihn den Wissenschaften entziehen muß, um einen Knecht des Mammons aus ihm zu machen. Zur Arznei hat er nicht Lust; und als Jude muß er Arzt, Kaufmann oder Bettler werden . . .

(Über seine „Morgenstunden“.)

Mendelssohns letzter Brief.

An Sophie Becker.¹⁾

den 27. Dez. 1785.

Thuerste Sophie!

Meine Maxime ist: ich lasse mir kein Vergnügen entgehen, das mit irgendeiner Vorstellungsart verbunden ist. Meine Ver-

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 722.

¹⁾ Ges. Schr., Bd. 5, S. 647.

nunft muß nicht spröde tun und mir die unschuldigen Vergnügen dieses Lebens verleihen wollen. Die Philosophie soll mich glücklicher machen, als ich ohne dieselbe sein würde; und dieser Bestimmung muß sie treu bleiben. Solange sie eine gute Gesellschafterin ist und mich auf eine angenehme Weise unterhält, bleibe ich bei ihr; sobald sie vornehme, frostige oder gar saure Gesichter macht und üble Laune bekommt, lasse ich sie allein und spiele mit meinen Kindern.

Stemlich epikurisch! werden Sie sagen. Es kann sein! Ich wähle auch aus den Systemen der Weltweisen immer dasjenige, was mich glücklicher und zugleich besser machen kann. Eine Philosophie, die mich mißmutig gegen andere Menschen oder gegen mich selbst gleichgültig, gegen Empfindung des Schönen und Guten frostig machen will, ist nicht die meinige.

Was populäre Religionsbegriffe betrifft, so dünkt mich, daß die angenehmen Empfindungen, welche sie mit sich führen, größtentheils sich auf Wahrheit gründen, die Ihnen zum Grunde liegt und bloß durch falschen Zusatz verdunkelt worden ist. Die Allgegenwart Gottes z. B. wird in Ihrer Religion gar zu sehr versinnlicht und nach einigen bis zur Menschheit herabgesetzt. Allein im Grunde können wir uns, auch der Vernunft nach, die Gottheit nicht stark, nicht lebhaft genug als gegenwärtig vorstellen; und alle Versinnlichung reicht nicht hin, uns den Enthusiasmus mitzuteilen, welchen wir bei dieser Vorstellung haben sollten. Ich halte mich also an populäre Religionsbegriffe so lange, bis meine Vernunft stark genug ist, mir den Abgang der angenehmen Empfindungen anderweltig zu ersetzen. Ich freue mich mit jedem Religionsgebrauch, der nicht zu Intoleranz und Menschenhaß führt; freue mich, wie meine Kinder, mit der Zeremonie, die etwas Wahres und Gutes zum Grunde hat; suche das Unwahre soviel wie möglich abzusondern und schaffe nicht ab, bevor ich dessen gute Wirkung nicht durch etwas Besseres zu ersetzen imstande bin.

Wenn Sie Geduld genug gehabt haben, teuerste Sophie, meine „Morgenstunden“ durchzulesen, so werden Sie auch die Stelle bemerkt haben, wo ich von der Schwierigkeit handle, die Erhabenheit Gottes in der stärksten Verbindung mit dessen allbarmherziger Herablassung zu denken und unserm Lessing ein großes Verdienst um diese wichtige Wahrheit zuschreibe. Mich dünkt, Sie befinden sich jetzt in dem Fall, da Ihnen diese Erwägung gute Dienste leisten kann. Mit Ihrem Kopf und Ihrem Herzen werden Sie keine

sonderliche Anstrengung brauchen, diese Lehre in ihrem ganzen Umfang zu fassen und wahren Trost und Beruhigung zu finden.

Sie sagen, der Weltweise bete nicht; wenigstens nicht laut, nicht mit Gesang, sondern höchstens in Gedanken. Beste Sophie, wenn seine Stunde kommt und er zum Beten gestimmt ist, so wird er wider seinen Willen in Wort und Gesang ausbrechen. Der gemeinste Mensch, dünkt mich, singt nicht, daß Gott ihn hören und an seinen Melodien Gefallen finde. Wir singen unferthalben; und das tut der Weise so gut als der Tor. Haben Sie je die Psalmen in dieser Absicht gelesen? Mich dünkt, viele Psalmen sind von der Art, daß sie von den aufgeklärtesten Menschen mit wahrer Erbauung gesungen werden müssen. Ich würde Ihnen abermals meine Uebersetzung der Psalmen vorschlagen, wenn es nicht zu viel Autorschwachheit verriete. So viel ist gewiß, mir haben die Psalmen manche bittere Stunde versüßt; und ich bete und singe sie, so oft ich ein Bedürfnis zu beten und zu singen bei mir verspüre...

Erläuterungen.

- Abarbanell**, spanischer Finanzminister (um 1492), Verfasser eines Kommentars zu bibl. Schriften.
- Abbt**, Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., 1738—1766.
- Aben-Esra**, Abraham, Bibelerklärer und Dichter, 1092—1167.
- Abina und Aschi**, Bollender des Talmuds, 5. Jahrh.
- Abudraham**, geb. 1340 in Spanien.
- Albo**, Joseph, jüd. Religionsphilosoph, 1380—1444, Verf. des bekannten Werkes „Ikkarim“, Grundlehren, worin er die dreizehn Glaubenssätze des Maimonides auf drei zurückführte.
- Anthropomorphismus**, vermenschlichende Darstellung Gottes.
- Artikel**, 13 des Maimonides, Grundsätze der jüd. Glaubenslehre, deren unbedingte Anerkennung Maimonides von jedem Juden forderte.
- Baka-Tal**, Tal der Tränen, die zu einer Quelle des Segens werden sollen (Psalm 84).
- Becker**, Sophie, geb. 1755 in Curland, Freundin M.'s.
- Candide**, satirischer Roman von Voltaire.
- Cartesian** (René Descartes), 1596—1650, Begründer der neueren Philosophie. „Cogito, ergo sum“, „ich denke, also bin ich“, dieser Satz ist ihm das einzige Unbezweifelbare unter allen Ergebnissen der sinnlichen Erfahrung. Das Wissen von Gott ist ihm eine eingeborene Idee. Er ist ein Vertreter des Dualismus, des getrennten Daseins von Körper und Seele, deren gegenseitige Wirkung durch die Zirbeldrüse im Gehirn vermittelt wird.
- Hebron**, Stadt in Judäa, in deren Nähe Rahels Grab.
- Hermon**, südl. Teil des Antilibanongebirges, östl. der Quellen des Jordan.
- Hasdai Creskas**, scharfsinniger Denker (1340—1410), der die dreizehn Glaubenssätze des Maimonides zurückweist und nur acht davon als fundamental erkennt.
- Confucius**, chines. Religionsstifter, 550—479 v. Chr.

- Copernicus, Nikolaus, Begründer der neueren Astronomie, 1473 bis 1543.
- Cromwell, Oliver, Führer der Puritaner gegen Karl I. von England, 1599—1658.
- Dohm, Christian von, Staatsmann und Geschichtsschreiber, 1751 bis 1820.
- Eisenmenger, antijüd. Schriftsteller, 1654—1704.
- Eleasar, Rabbi — ben Usarjah, jüd. Gelehrter um 120 n. Chr.
- Epikur, griech. Philosoph, 341—270 v. Chr., der das höchste Ziel der Glückseligkeit im Genießen sah, nach der Mißdeutung vieler in Wollust und Sinnengenuss.
- Esra, Neubegründer des jüd. Staats zur Zeit nach dem babyl. Exil, 458 v. Chr.
- Fragmentist, S. Reimarus, Hamburg. Arzt, aus dessen literarischem Nachlaß Lessing „Fragmente“ veröffentlichte.
- Gemara, Bezeichnung für den Talmud.
- Gilead, Ostjordangebiet.
- Gumperz (Gomperz), Doktor Salomo, geb. 1745, Freund und Förderer M.'s.
- Hagiographen, dritter Teil der Bibel, „Schriften“.
- Hennings, August von, dän. Legationssekretär, Verfasser philosophischer Schriften, 1746—1826.
- Herz, Doktor Marcus, Arzt in Berlin, Gatte der bekannten Henriette Herz. Er hielt die ersten Vorlesungen über Kantsche Philosophie.
- Hillel, jüd. Gelehrter zur Zeit des Herodes.
- Homer, altgriech. Dichter der Ilias und der Odyssee.
- Jehuda halevi, jüd. Nationaldichter, 1086—1145 in Spanien.
- Jigdal, poetische Bearbeitung der 13 Glaubenssätze des Maimonides.
- Jochanan, Rabbi — ben Sakkai, jüd. Gelehrter, Begründer der jüd. Lehre nach der Zerstörung des 2. Tempels.
- Joseph Karo, 1488—1575, Verfasser des Schulchan Aruch.
- Josua, Rabbi, jüd. Gelehrter zur Zeit des römischen Kaisers Domitian.
- Jfferles, R. Moses, jüd. Gelehrter im 17. Jahrh., Verfasser wichtiger Anmerkungen zum Schulchan Aruch.
- Rabbala, jüd. Geheimlehre, begründet durch Mose de Leon 1250 bis 1305, deren Grundbuch der Sohar.
- Rabbalisten, Anhänger dieser Lehre.
- Korach, Sängerfamilie, von der viele Psalmen stammen.
- Leibniz, erster deutscher Philosoph von größerer Bedeutung, 1646 bis 1716. Hauptmomente seiner Philosophie sind
 1. seine Monadologie (Monaden sind geistige Einheiten, auf die alles Seiende zurückgeht. „Sie sind in sich ein-

- heitliche Seelen, ohne doch durch ihre Einheitlichkeit gehindert zu sein, eine Vielheit von Möglichkeiten in sich zu enthalten.");
2. seine prästablierte Harmonie (Zusammenwirkung von Seele und Leib. „Mit bestimmten Zuständen des Körpers sind solche der Seele ein für allemal verbunden.");
 3. sein Optimismus (d. i. seine Lehre, daß „die bestehende Welt die beste aller möglicher Welten" sei).

Lessing, Karl Gotthelf, Bruder des Dichters Gotth. Ephr. Lessing. Loria, Verbreiter kabbalistischer Lehren, geb. 1533.

Maimonides („R. Moses Majemonssohn"), geb. 1135 in Cordova, gest. 1204 in Kairo, Rabbiner und Leibarzt des dort. Sultans. Bedeutender jüd. Gelehrter und Philosoph. Seine Hauptarbeiten sind:

1. der Mischna-Kommentar;
2. Mischne tora oder Jad chasaka, eine Zusammenfassung der gesetzlichen Entscheidungen des Talmud mit Berücksichtigung der nachtalmudischen Literatur;
3. More Nebuchim, epochemachendes, religionsphilosophisches Werk.

Malebranche, französ. Philosoph des 17. Jahrhunderts. Wir erkennen nach seiner Meinung alles, sowohl das Wesen des Geistes als das der Dinge in der Ausdehnung, nur durch die davon in unserer Seele ruhende Idee; die Idee ist aber in Gott, und insofern schauen wir alle Dinge in Gott als dem Urgrund alles Seins und Denkens. Mit diesen Ansichten bildet er den Übergang von Cartesius zu Spinoza (s. d.).

Masora, Überlieferung des ursprünglichen hebräischen Bibeltextes.

Masoreten, Männer, die für genaue Erhaltung des ursprünglichen Bibeltextes Sorge getragen (6. nachchr. Jahrhundert).

Materialismus, philosophische Richtung, die nur das Körperliche anerkennt und das Dasein des Geistigen und Seelischen nur als Erscheinungen und Äußerungen der organisierten Materie auffaßt.

Metaphysik, Lehre vom Übersinnlichen, Wissenschaft der letzten Gründe unserer Erkenntnis der Dinge.

Mizraim, hebr. Bezeichnung für Ägypten.

Naturalisten, Anhänger der Vernunftreligion unter Verwerfung aller Glaubenssätze, von deren Gültigkeit man sich nicht durch eigenes Denken überzeugt hat.

Neuplatoniker, die Philosophen, die durch Verschmelzung hellenischer und orientaltischer Weltanschauungen die Lehren der Platonischen Philosophie mit der Lehre von der Offenbarung in Ein-

- klang zu bringen suchten. Sie lebten vom Ausgang des 2. nachchrstl. Jahrh. bis ins 15. Jahrh. hinein.
- Noachiden, Beobachter der sieben Gebote (1. B. M. 9, 1—17), die nach der jüdischen Lehre für alle Menschen, besonders für die in Israel Wohnrecht begehrenden, verbindlich waren.
- Nicolai, 1733—1811, Begründer der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, an der Mendelssohn und Lessing sich beteiligten.
- Pantheismus, Gegensatz zur dualistischen Weltanschauung, welche Gott und Weltall als verschieden betrachtet, während er die Anschauung vertritt, daß beide eines sind. In der neueren Philosophie ist der Hauptvertreter dieser Lehre Spinoza (s. d.).
- Philemon und Baucis, ein in der altgriechischen Sage bis in das hohe Alter durch gegenseitige Liebe ausgezeichnetes Ehepaar.
- Plato, griech. Philosoph, 429—347 v. Chr., Schüler des Sokrates, Verherrlicher der „Idee“ als des den wirklichen Erscheinungen zugrunde Liegenden.
- Reimarus, Elise, Tochter des Theologen Samuel R., 1735—1805; ihr klarer Verstand befähigte sie zur Teilnahme an den geistigen Bewegungen ihrer Zeit. Ihr Bruder ist der Schwager des dänischen Kammerherrn Hennings.
- reservations mentales, Gedankenvorbehalt.
- Ritualgesetze, Formen der Religionsübung.
- Saadia Gaon, erster jüd. Religionsphilosoph, 892—942, Lehrer der Schule zu Sura.
- Salomon (aus) Dubno, Bibelerklärer, Mitarbeiter Mendelssohns bei der Herausgabe seiner Pentateuchübersetzung.
- Samai, jüd. Gesetzeslehrer im ersten vordhr. Jahrhundert.
- Schulchan Aruch, Religionsgesetzbuch, verfaßt von Joseph Caro (1488—1575).
- Shaftesbury, philosophischer Schriftsteller, 1671—1713.
- Sokrates, altgriech. Philosoph, 469—399 v. Chr. Er setzte den verderblichen Weisheitslehren der Sophisten (s. d.) eine Lehre entgegen, welche sich ganz auf die Versenkung in das Wesen menschlicher Dinge gründete, und wurde durch die Lehre von den Begriffen der Begründer der griechischen Philosophie.
- Sophisten, Philosophen zur Zeit des Perikles (Mitte des 5. vordhr. Jahrh.), welche die Kunst betrieben, scheinbar logisch die Unmöglichkeit alles objektiven Wissens zu erweisen. Große Redner.
- Spekulation, forschende Vernunftwissenschaft, im Gegensatz zur empirischen Erfahrungswissenschaft.
- Spinoza, Baruch, lebte 1632—1677 in Amsterdam, pantheistischer Philosoph (siehe „Pantheismus“).
- Synagoge, Häupter der —, geistige Führer des isr. Volkes, Nachfolger Esras.

- Talmud, Sammelwerk rabbinischer Erklärungen der Thora.
— hierosolomitänischer, in Jerusalem bezw. Palästina redigiert, im
Gegensatz zum babylonischen Talmud.
- Targum, erklärende Übertragung der Bibel ins Aramäische.
- Voltaire, François de, 1694—1778, berühmter franz. Dichter, Hi-
storiker und Philosoph.
- Wolf, Christ., Freiherr von, Philosoph, 1679—1754. Seine Philo-
sophie ist im wesentlichen eine Popularisierung der Leibnizschen
(s. d.).
-